

Der
Gefangene der Stadtvoigtei.



Berliner Criminal-Geschichte

von

J. D. H. Temme.



Zweite Abtheilung.



Berlin, 1861.

G. Behrend (Falkenberg'sche Verlagsbuchhandlung.)



1875

Ein gläubiger Gefangenwärter.

Es war neun Uhr Abends.

In der Stadtvoigtei zu Berlin herrschte die tiefste Stille. Schon seit länger als einer Stunde hatten die Gefangenwärter die letzte Runde durch die einzelnen Zellen gemacht, diese dann nochmals fest verschlossen und sich nun zur Ruhe begeben. Die Nachtwache hatte in den langen und vielfach gewundenen Gängen des weitläufigen Gebäudes ihren Dienst angetreten.

Die Gefangenen hatten sich zur Ruhe legen müssen. Die äußere Ruhe hatte man ihnen wohl anbefehlen können. Aber kann ein polizeilicher Befehl dem innern Toben der Begierden und Leidenschaften gebieten? Der Feindschaft, dem Hass, der Rache, der Neue, der Verzweiflung?

An einem der vielen inneren Höfe der Stadtvoigtei hatte ein Gefangenwärter eine enge Dienstwohnung.

Er war ein großer, finsterner, schon etwas bejahrter Mann, der einsam, ermüdet und nachdenklich in einem

alten lederen Fehnsessel saß. Er war etwas besorgt, nachdenklich.

Eine Wanduhr über einer alten Kommode schlug neun; der Gefangenwärter fuhr bei dem Schlage fast zusammen.

Jetzt wird er kommen! Und jener ist noch nicht wieder da! Was werde ich machen? Was werden sie mit mir machen? Ich hatte die Sache doch wohl zu leicht genommen. Ein halbes Jahr Gefängniß oder Festung, meinte ich. Ja, vor den Gerichten und nach den Gesetzen! Aber werden Sie mich vor die Gerichte bringen? Keine Seele wußte von ihm, durfte von ihm wissen. Nur drei Menschen in der Welt kannten das Geheimniß. Was er verbrochen haben sollte, habe ich selbst nicht einmal erfahren. Werden sie nun auf einmal die ganze Geschichte an das Criminalgericht bringen, wo an dreißig Rätthe und Assessoren, eben so viele Referendarien und noch mehr Actuaren und Registratoren und wie sie weiter heißen, Alles erfahren müßten, und es in die Stadt, in alle Welt bringen würden? Was werden sie dann thun? Wenn sie mich nun gar in das nämliche Loch einsperren, aus dem ich ihn herausgelassen habe? Eben so heimlich; ein anderer treuer Gefangenwärter, ein noch treuerer, findet sich schon. Wenn ich darin zu Grunde gehen, nie wieder an das Tageslicht kommen sollte? Schon damit ich über jenen nicht ausplaudern könnte? —

Dem alten Manne floß der Schweiß von der Stirn. Er gehörte selbst zur Polizei, aber er konnte seiner eigenen Neugier und Angst nicht gebieten. Doch, er konnte, er mußte wieder Muth fassen, sollte er freilich auch nur nach einem Strohhalme langen.

Aber, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, er ist ein Graf; auch der Inspector sagte es. Und er hat mir sein gräßliches Ehrenwort gegeben, daß er zurückkommen wollte. Und bis jetzt hat er es immer unverbrüchlich gehalten. Er kam auf die Minute zu-

rück, die er bestimmt hatte. Es muß ihm in der vorigen Nacht ein Unglück begegnet sein. Heute Nacht wird er bestimmt wieder kommen; er wird sein Ehrenwort nicht im Stiche lassen. Wenn ich nur irgend einen Vorwand für den Inspector hätte, nur für diese einzige halbe Stunde! Wenn er besser heute gar nicht käme, aber er ist noch keinen Abend ausgeblieben. Und — da ist er schon.

Ein Schritt nahete sich der Thür, die Thür wurde aufgemacht, der Inspector mit seinem klugen, verschlossenen Auge stand darin.

Sind Sie fertig, Alemann?

Zu Befehl, Herr Inspector.

Der Gefangenwärter hatte sich schon erhoben, er nahm eine Laterne, die auf einem Tische stand, zündete sie an und verließ mit dem Inspector die Stube.

Sie gingen über den Hof, an dem die Stube des Gefangenwärters Alemann lag, durch ein enges, etwas zurückliegendes Pfortchen in das Innere der Stadtvoigtei. Sie gelangten in dieser bald an eine schmale Treppe, durchstiegen hier mehrere Stockwerke. Die Treppe war überall dunkel; nur die Laterne, die der Gefangenwärter trug, erleuchtete sie. Es begegnete ihnen Niemand, sie sahen auch an den Seiten keinen Menschen, keinen Gefangenwärter der Nachtwache, keine Schildwache. Nicht einmal den Fußtritt einer Schildwache vernahmen sie. Sie mußten in einem der abgelegensten Theile des großen Gebäudes sein.

Der Gefangenwärter unterdrückte einige Male einen schweren Seufzer. Sollte ich hier lebendig begraben werden? Der Gedanke konnte ihm das Herz wohl schwer machen.

Aber auf einmal schien er leichter zu gehen. Das Herz mußte ihm leichter geworden sein. Er mußte also jenen Vorwand gefunden haben, nach dem er vorhin vergebens gesucht hatte.

Sie hatten am obern Ende der Treppe einen klei-

nen Gang erreicht; es war still und dunkel darin, wie auf ihrem bisherigen Wege. Hier schritten sie auf eine Gefängnisthür zu.

Der Inspector nahm die Laterne aus der Hand des Gefangenwärters, der einen kleinen Bund Schlüssel hervorzog und mit einem der Schlüssel die Thür des Gefängnisses öffnete.

Aber die Zelle hatte zwei Thüren; es mußte auch noch die zweite geöffnet werden.

Der Gefangenwärter steckte einen zweiten Schlüssel in das zweite Schloß, gleichzeitig mit der andern Hand an einer verborgenen Feder des Schloßes drückend.

Intwendig in dem Schlosse sprang etwas vor, doch der Inspector hörte weder den Laut, noch hatte er das Drücken gesehen.

Der Gefangenwärter wollte dann aufschließen, aber die Thür wollte sich nicht öffnen. Der Schlüssel drehte sich wohl hin und her, das Schloß schnappte auf und zu, aber die Thür blieb fest und rührte sich nicht.

Teufel! fluchte der Gefangenwärter.

Was giebt's? fragte der Inspector.

Ich weiß nicht, was das heute mit dem Gefangenen ist.

Sie meinen wohl das Schloß, das sich nicht öffnen will.

Das Schloß ist offen, die Thür geht dennoch nicht auf.

Wie wäre denn das?

Der Gefangene hat sich von innen eingeriegelt.

Wie? Der Gefangene?

Er will uns nicht einlassen. Schon heute Nachmittag, um fünf, als ich ihm sein Abendbrod bringen wollte, hatte er sich fest eingeschlossen und alle meine Drohungen und Bitten um Einlaß waren vergebens;

er antwortete mir nicht einmal. Sein Eigensinn scheint noch nicht nachgegeben zu haben.

Ah, wir wollen ihn schon brechen, sagte der Inspector.

Er trat selbst an die Thür und versuchte selbst sie zu öffnen. Sie rührte sich nicht.

In der That, er hat sich von innen eingeriegelt. Aber es giebt noch Stemmeisen, Beile und Aexte.

Das sagte er laut; dann fuhr er leise fort: Aber es ist fatal, wir dürfen kein Geräusch machen, zumal in dieser Stille der Nacht.

Der Gefangenwärter triumphirte, das hatte er erwartet. Auf dasselbe, woran der Inspector dachte, hatte er gerechnet.

Wollen Sie ihn nicht auffordern? fragte der alte, finstere Mann.

Der Inspector versuchte auch das noch.

Mein Herr, öffnen Sie, rief er mit gedämpfter Stimme, und in Pausen, durch das Schlüßelloch. — Machen Sie keinen schlechten Scherz. — Zeigen Sie keinen kindischen Trotz. — Sie wissen, wir haben Mittel, Sie zu zwingen. — Sie schaden nur sich. — Einmal müssen Sie doch öffnen.

Es half ihm Alles nichts, er erhielt keine Antwort. Die Thür rührte sich nicht; es rührte sich gar nichts in der Zelle.

Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein, sagte der Inspector besorgt, er wird doch nicht gar todt sein.

Der Gefangenwärter hatte auch darauf eine Antwort.

Er machte es am Nachmittag gerade so, ich meinte auch schon, der Schlag könne ihn gerührt haben. Als ich ihm aber zuletzt noch einmal zurief, sagte er, ich solle mir keine Mühe weiter geben, er öffne nun einmal nicht, das sei sein erstes und letztes Wort. Ich dachte, heute Abend, dem Herrn Inspector gegenüber,

werde sein Troß sich schon legen. Wollen der Herr Inspector es auch noch einmal versuchen?

Aber der Inspector erwiderte: ich sehe nicht ein, warum. Mir ist nichts daran gelegen, ihn heute zu sehen, morgen werde ich in anderer Weise mit ihm sprechen.

Er sagte auch das laut, damit der Gefangene es hören sollte; leise aber sagte er: Eine verdamnte Geschichte bleibt es. Aber, wie ich sagte, seien Sie nur verschwiegen, Allemann.

Wie das Grab, Herr Inspector.

Der Gefangenwärter schloß die beiden Thüren von außen wieder fest zu. Dann führte er den Inspector zurück.

Seine List war ihm gelungen, ganz wie er vorher berechnet und vorhergesehen hatte. Aber ganz wohl war ihm dennoch nicht zu Muth; er hatte nur eine Galgenfrist gewonnen, wenn der Gefangene nicht zurückkehrte. Und konnte er hierauf rechnen, trotz jenes gräßlichen Ehrenworts? Er rechnete darauf; er redete es sich wenigstens ein.

Er wird kommen, er muß kommen. Heute Nacht noch.

Damit ging er, als der Inspector ihn verlassen hatte, in das Stadtvoigteigebäude zurück.

Zu seinen Amtsobliegenheiten gehörte es, in der Stunde von zehn bis elf in der Nacht, die verschiedenen Nachtwachen im Innern der Stadtvoigtei zu inspiziren, ob Jeder auf seinem Posten und wach sei. Er gehörte zu den ganz besonderen Vertrauensbeamten der Gefängnisinspektion. Er inspizirte die Posten, sie waren Alle da, und Alle wach.

Aber nicht Jeder, der auf seinem Posten und wach ist, sieht und hört Alles, was er sehen und hören sollte. Auch den Nachtwachen in der Stadtvoigtei zu Berlin geht es manchmal so. Ein „zwölf Jahre gedienter“ Unteroffizier kann unzweifelhaft ganz genau jeden

Knopf sehen, der schief sitzt, und jeden Schritt hören, der nur um den achten Theil einer Sekunde zu spät fällt. Aber zu einem guten Gefangenwärter, zumal in der Stadtvoigtei zu Berlin, gehört noch etwas mehr.

Der alte Gefangenwärter Allemann hatte das Mehr, und er hatte es durch langen Dienst scharf und fein geübt.

Er hatte sich in der Mitte des Gefängnißganges auf einen Stuhl gesetzt, weil er das Bedürfniß, auszuruhen und sich Muth zuzusprechen fühlte.

Er saß still; er war allein in dem Gange. Eine Schildwache stand erst an dessen Ende, und ein Nachtgefangenwärter befand sich nur in dem benachbarten Gange.

Auf einmal vernahm sein Ohr in seiner Nähe einen leisen und völlig unbestimmten Ton. Man mußte das Ohr anstrengen, um ihn, wie nahe er war, zu hören, und hörte man ihn, so vernahm man nur, wie er bald strich und huschte und prickelte, bald flüsterte und zischelte und rauschte, Alles so unendlich fein und dünn und leise, daß man trotz aller Anstrengung des Gehörs am Ende doch nicht wußte, was man gehört habe. Man konnte an Mäuse denken, gar nur an Käfer, die summen und kratzen und krabbelten, an Fledermäuse, die in dem Halbdunkel der Dellaterne umher flatterten und huschten.

So war es für einen Laien, für einen zwölf Jahre gebienten Unteroffizier oder ein anderes ungeübtes Ohr. Ein Rekrut hätte an Gespenster denken und in krampfhafter Angst sich an sein Gewehr halten können.

Für den alten Gefangenwärter war ganz etwas Anderes da. Er hatte im ersten Augenblicke gestugt. Dann wurde er gespannt aufmerksam.

Was mögen die haben?

Er hielt den Athem an, um weiter zu hordchen.

Und er hörte durch die Stille der Nacht und des

Hausess ein fast wunderbar leises und feines Zischeln und Flüstern und Rascheln und Streichen und Prickeln und Pochen. Es kam hinten aus dem Gange; es kam näher und näher; es war bald an der Mauer, bald an einer Thür, bald oben bald unten; bald tief im Innern einer Zelle, bald unmittelbar an dem Gange; bald auf der einen, bald auf der anderen Seite des Ganges. Es war, als wenn es unter einer Thür weg, manchmal gar durch eine dicke Mauer hindurch quer über den Gang durch eine andere Thür, durch eine gegenüberstehende Mauer gepflogen sei, und so wieder zurückfliege.

So kam es dem alten Gefangenwärter näher, von Zelle zu Zelle, dann auf der einen, dann auf der anderen Seite des Ganges. So kam es an ihm vorbei. So ging es weiter, tiefer in den Gang hinein.

Was mögen die haben? fragte er sich noch einmal.

Er hatte die leise, geheimnißvolle Zeichensprache der Gefangenen der Stadtvoigtei gehört, die jeder Vertraute und Zuverlässige von ihnen kennt, durch die sie von einem Ende des weitläufigen Gebäudes zu dem anderen, von einer Etage zu der anderen sich unterhalten, befragen, benachrichtigen, besprechen, belehren. Kein Beamter kann sie darin hindern oder stören. Denn außer ihnen selbst versteht sie keiner. Sie bedienen sich ihrer nur bei wichtigen Gelegenheiten.

Auch der alte Gefangenwärter — er kannte sie wohl, aber er verstand sie nicht.

Er mußte wissen, was sie hatten.

Er wartete, bis es ganz still geworden war, bis man auch das leiseste Hufchen nicht mehr hörte; dann stand er auf, zündete seine Laterne an, und ging zu einer Zelle am Ende des Ganges. Er öffnete sie.

Es war ein einzelner Gefangener darin, ein alter Stammgast der Stadtvoigtei. Auch Gefängnisse haben ihre Stammgäste; sie erst recht.

Er und der Gefangenwärter waren alte Bekannte.
Schulze, was hattet Ihr?

Es war von Ihnen die Rede, Herr Gefangenwärter.

Von mir?

Und es ist gut, daß Sie gerade kommen; ich wollte Sie anrufen, so wie ich Sie gehört hätte. Ich sollte Ihnen nämlich etwas mittheilen.

Und was solltest Du mir mittheilen?

Im Flügel rechts, im zweiten Stock, in der Zelle Nummer sechszehn sitzt ein Gefangener, der Sie so schnell wie möglich zu sprechen wünscht; Sie sollen nur ganz allein zu ihm kommen.

Und was will er von mir?

Das weiß ich nicht.

Ist das Alles, was Du mir sagen solltest?

Alles, Herr Gefangenwärter.

Ihr hattet auch sonst nichts unter einander?

Gar nichts.

Der Gefangenwärter schloß die Zelle wieder ab.

Einen Augenblick blieb er nachdenklich stehen.

Ein Gefangener will mich sprechen? Und er läßt mir das auf diesem Wege sagen? Ich soll auch allein zu ihm kommen? Wenn er mir Nachricht von ihm zu bringen hätte? Es sind seit der gestrigen Nacht Viele eingebracht. Wenn es gar —

Der Gedanke, den er nicht aussprach, regte ihn desto mehr auf.

Er verließ eilig den Gang. In dem Flügel rechts erstieg er den zweiten Stock und trat zu der Zelle Nummer sechszehn. Er lauschte durch die Thür, ohne etwas zu hören. Er schloß auf und leuchtete mit seiner Laterne hinein. Auf der Britsche lag Jemand. Er erhob sich.

Eine große, kräftige Gestalt stand vor dem Gefangenwärter; ein schönes, blasses Gesicht mit einem rabenschwarzen, krausen Vollbarte.

Der Gefangene, den er in der gestrigen Nacht aus jenem einsamen, verborgenen, geheimnißvollen Kerker entlassen und dessen Wiederkehr er seitdem vergeblich erwartet hatte. Doch der Glanz der schwarzen Augen fehlte, und die stolze, vornehme, befehlende Haltung. Aber der Gefangene stand auch mit einem Arme in der Binde da, und dem Gesichte sah man an, daß seine Blässe von dem Blutverluste am Arme herrühren müsse.

Der Gefangenwärter wollte ihn ungewiß, fragend ansehen.

Bin ich vermißt? fragte ihn der Gefangene.

Sie sind es also wirklich, Herr?

Antwortet mir.

Nein.

Versteht Ihr etwas von der Wundarzneikunst?

Zur Noth, ja.

So führt mich in mein altes Gefängniß zurück.

Der Gefangenwärter hatte sich noch einmal den Gefangenen angesehen; er hatte wohl noch einmal zweifeln wollen. Es war ihm Alles so überraschend, so sonderbar. Aber er konnte keinen Zweifel mehr hegen.

Folgen Sie mir, sagte er.

Weiter sprachen Sie nicht mit einander. Der Gefangene schien es nicht der Mühe werth zu finden, mehr zu sagen. Der Gefangenwärter war von Natur schweigsam. Sie hatten sich auch wohl nichts mehr zu sagen. Der Gefangenwärter hatte seinen Gefangenen wieder. Warum dieser sich verspätet hatte. Sein verbundener Arm gab den Grund an, so weit es dessen für den Gefangenwärter bedurfte. Der Gefangene hinwieder wußte, daß er nicht vermißt war.

Auch was weiter kommen müsse, schien sie beide nicht sonderlich zu kümmern. Welche Ueberraschung am anderen Morgen, welches Kopfschütteln, Kopfzerbrechen, Grübeln und Inquiriren, und Alles vergeblich, zur Verzweiflung vergeblich, wenn die Zelle des Gefangenen leer ge-

funden wurde und keine Spur des Entfliehens, keine Möglichkeit zum Entfliehen zu entdecken war! Was ging es sie an? Der geheimnißvolle Gefangene war wieder in seinem Kerker und Niemand wußte, daß er auch nur eine Minute lang fort gewesen war. Das wollten sie alle Beide, und nur das. Der andere Gefangene — mochten um den sich Andere bekümmern.

Auf verborgenen Wegen, die der alte finstere Gefangenwärter in der Stadtvoigtei sämmtlich kannte, wurde der Gefangene der Stadtvoigtei in sein verborgenes Gefängniß zurückgeführt.

2.

Die Kameraden.

In Norden von Berlin liegt ein langer niedriger Sandhügel; er heißt bei uns in Berlin ein Berg. Es stehen einige Windmühlen darauf: er heißt daher der Windmühlenberg. Im Norden vom Windmühlenberge liegt der Berliner Judentirchhof.

Für die Berliner Diebe giebt es rund um Berlin herum keine bekannteren Gegenden, als den Windmühlenberg und den Judentirchhof. Die neue Welt, Moabit, selbst der Thiergarten kommen nicht dagegen auf. Der Grund ist ein einfacher. Auf dem Windmühlenberge haben sie ihre geheimen Zusammenkünfte, Verabredungen, Rendezvous; dort machen sie ihre Pläne, von dort gehen sie zu ihren gemeinschaftlichen Unternehmungen aus, dort finden sie, auseinander gesprengt, verfolgt, verschlagen, immer einander wieder. Auf dem Judentirchhofe aber vergraben sie

Alles, was vor den Augen und Händen der Polizei sicher sein soll, was auch bei der genauesten Nachsuchung nicht gefunden werden darf. Warum so der Windmühlenberg den Berliner Dieben für ihre Personen und Unternehmungen, und der Judenthof für ihre Diebswerkzeuge und gestohlenen Sachen der sicherste Zufluchtsort sind — auch dafür ist der Grund ein einfacher; die Gegend dort ist eben darum eine vollkommen sichere für sie, weil außer den Berliner Dieben, zu der Zeit, wenn diese da sind, Niemand hinkommt, auch die Berliner Polizei nicht. Warum aber das nicht, darüber kann ich dem geneigten Leser keine Auskunft geben. Vielleicht melden es die Acten des Berliner Polizeipräsidiums. —

Es war schon ziemlich spät in der Nacht — nur des Nachts verkehren die Berliner Diebe in der genannten Gegend — als zwei Personen in einer Sandhöhle des Berliner Windmühlenberges beisammen saßen. Es waren eine kurze, gedrungene, und eine sehr lange, etwas ungeschickte Gestalt. Unter den Berliner Dieben war der Eine als der grüne August, der Andere als der lange Wilhelm bekannt.

Sie hielten sich verborgen; waren aber auch auf der Lauer und, wie es schien, nicht bloß, um etwaige Verfolger oder Verräther zu entdecken. Sie erwarteten wohl noch etwas Anderes.

Der Hofrath kommt wieder nicht, sagte der grüne August; es ist nun schon die zweite Nacht.

Es kommt kein Mensch, bestätigte der lange Wilhelm.

Du erwartest auch noch wohl Deine blonde Ida?

Sie weiß wenigstens, daß ich hier bin.

Ja, ja, und ich wollte mit Dir, daß sie käme, man hörte doch etwas. Da müssen wir nun schon zwei volle Tage hier in den verdamnten Sandlöchern liegen und sehen und hören keinen Menschen und leben von Wasser und von ein paar Semmeln, die wir mit

Lebensgefahr da hinten von der Pankower Chaussee geholt haben.

Ich möchte nur auf eine halbe Stunde in die Stadt, seufzte der lange Wilhelm.

Um geköpft zu werden, langer Wilhelm? denn an den Hals geht es diesmal.

Nur um zu hören, ob sie auch den Hofrath haben, der nun schon in der zweiten Nacht nicht kommt.

Was interessirst Du Dich denn so sehr für den Hofrath?

Er war nicht mit in der Stube bei dem Ochsenhändler, er hat nur draußen Wache gestanden, und der Mord geht daher nicht ihm, sondern nur uns an das Leben; denn daß es jetzt ans Leben geht, darin hast Du leider Recht.

Und, langer Wilhelm?

Und? Wenn sie den Hofrath haben, so kann er kein besseres Geschäft machen, als die volle Wahrheit zu sagen. Er bekommt dann immer nur Zuchthaus, und uns bringt er unter das Beil des Scharfrichters.

Darin hast Du Recht, mein Bursch. Aber genau so steht es mit dem Andern, dem schwarzen Nachtraben.

Er war in der Stube, August.

Aber er hat keine Hand mit angelegt, das haben nur wir Beide gethan. Wir Beiden allein sind die Mörder, uns Beiden allein steht das Messer an der Kehle.

Leider, seufzte der jüngere Dieb und Mörder, schwerer als vorher. Aber er suchte sich Muth zuzusprechen. Der Andere, der Nachtrabe, sagte er, wird uns nie verrathen.

Und woher weißt Du denn das, mein Bursch?

Wir verkehren schon an sechs Wochen mit ihm und er war immer ein anständiger Mensch, er hatte sogar etwas Nobles.

Ah, die nobelsten Menschen sind gerade nicht die anständigsten.

Für ihn möchte ich einstehen, er hatte so etwas Besonderes, immer hatte er Muth, und war immer dabei und immer der erste, und er war immer ehrlich gegen uns.

Er konnte aber auch, als Fremder nichts ohne uns machen, und er hat ein hübsches Stück Geld durch uns verdient.

Das ist wahr —

Horch, da kommt Jemand.

Der Hofrath! Ich kenne den Schritt.

Gottlob, sie haben ihn nicht.

Und endlich werden wir Nachrichten bekommen.

Es war wirklich der Hofrath, der durch die Nacht zu ihnen kam.

Die beiden Diebe bestürmten ihn mit Fragen.

Wo warst Du so lange, Hofrath?

Warum kamst Du nicht früher?

Was bringst Du Neues?

Was hast Du vom Nachtraben gehört?

Der Hofrath war kalt und ruhig wie immer, und etwas gemessen und zurückhaltend dabei.

Der schwarze Nachtrabe sitzt, und ich habe nichts von ihm gehört, und ich weiß auch sonst nichts Neues.

Und wo warst Du bis jetzt? Warum warst Du nicht schon gestern hier?

Meint Ihr, ich trüge so gern meine Haut für den ersten besten Gensdarm zu Markte? Ich habe zwar selbst den Ochsenhändler nicht angerührt, mit meinem kleinen Finger nicht, und sein Tod geht mich nichts an. Ich stand draußen auf Wache und war in dem ehrlichen Glauben, da drinnen werde nur ein ordinaurer Diebstahl durch Einsteigen und Einbruch ausgeführt. Ich kann also auch nur höchstens ein paar Jahre Zuchthaus bekommen, doch habe ich aber auch

zu diesen keine Lust, und da habe ich denn bis jetzt mich nicht aus meiner Höhle hervorgewagt, in der alle Gensdarmen von Berlin mich nicht würden auffinden können. Und dann wollte ich auch um Euretwillen nicht gern gefangen werden.

Um unfertwillen?

Die beiden Diebe hatten sich schon lange durch die Nacht bedenkliche Blicke zugeworfen. Sie sollten noch mehr betroffen werden.

Wenn ich wegen des Dohsenhändlers gefangen würde, so würde ich die Wahrheit sagen müssen.

Was, Du würdest uns verrathen?

In diesem Falle geht es an den Hals, und dann —

Und dann?

Ihr selbst, Ihr Beide habt zuerst die Sache verrathen.

Wir? Das ist nicht wahr.

So, Ihr guten Leute? Du, mein Bursch, der Du der lange Wilhelm heißest, hast eine Geliebte, die man die blonde Ida nennt.

Was hat die blonde Ida gethan?

Und Du, grüner August, protegirst eine Dame, die braune Zette genannt.

Was geht mich die braune Zette an?

Ich will Euch Beiden Antwort geben. Du, langer Bursch, hast die Geschichte der blonden Ida verrathen, und die blonde Ida hat sie der braunen Zette verrathen, und die braune Zette ihrem eigentlichen Liebhaber, der ein Polizeivigilant ist.

Donnerwetter, ich drehe den beiden Weibsleuten den Hals um, rief der lange Wilhelm.

Wenn es Dir nicht eher an den Deinigen geht.

Woher hast Du Deine Nachrichten? fragte der ruhigere ältere Dieb.

Aus zuverlässiger Quelle, wie die Zeitungsschreiber sagen.

Aber was soll nun weiter werden, Hofrath?

Für mich ist es mir am Ende gleichgültig, ich komme, wie gesagt, höchstens ein paar Jahre; aber für Euch —

Was wird mit uns werden?

Das weiß ich nicht; besonders wenn der Nachtrabe wieder loskommen sollte. Erführe er dann Euren und der beiden Dirnen Verrath, er drehte Euch Allen in Wahrheit den Hals um. Ihr kennt ihn.

Er wäre im Stande dazu, bestätigte der lange Wilhelm.

Der grüne August aber meinte:

Wenn er uns hätte! denn zum Halsumdrehen gehören Zwei. Und noch sitzt er.

Aber er ist ein Teufelskerl.

Nun, und wenn er sich auch losmachte! Es gehören immer Zwei zum Halsumdrehen und nur dem Schwächeren wird er umgedreht. Ich bin noch vor Keinem gewichen.

Er hat seine Leute grüner August!

Dich vielleicht, Hofrath?

Mich hat er nicht mehr, als Euch. Aber es muß Euch längst aufgefallen sein, daß es etwas besonderes mit ihm ist.

Ja, ja.

Manchmal ist es mir vorgekommen, als wenn er ein vornehmer Herr wäre.

Das ist wahr, Hofrath.

Und einmal ging ich ihm heimlich nach. Es war in der Nacht. In der Nacht sieht man ihn nur. —

Bei Tage hat ihn noch kein Mensch gesehen.

Richtig. Ich ging ihm also nach, ohne daß er es wußte. Ich hatte ihn nur einen Augenblick aus dem Gesichte verloren. Er ging schnell ein paar mal kreuz und quer durch einige Straßen, dann geradeswegs auf die Linden zu. Und dort, als er an einem großen, vornehmen Hause angekommen war, dem mit den Co-

lonaden im Hofe, fragte er nur so obenhin mit der Hand an der Thür, in demselben Augenblicke war sie offen und gleich nachher schlug sie wieder hinter ihm zu. Es war, als wenn es durch Hexerei geschehen wäre. Ich stand noch wie verblüfft, als auf einmal das ganze Einfahrtsthor des Hauses aufgerissen wurde und in vollem Trabe eine verschlossene Karosse herauskam. Ich sprang hinter eine Linde, der Wagen kam dicht daran vorbei, der Schimmer einer Laterne fiel auf das verschlossene Wagenfenster, ich sah hindurch. Wen, meint Ihr, sah ich in dem Wagen?

Den schwarzen Nachtraben doch nicht?

Ihn selbst. Ich hätte wenigstens in dem Augenblicke darauf geschworen.

Weiter, Hofrath.

Der Wagen fuhr wie toll davon, ich, wie toll ihm nach. Er fuhr die ganze Linden hinunter, am Opernhaufe vorbei, über die Schloßbrücke, über die Schloßfreiheit, ich immer hinter ihm her. Auf einmal fuhr er in das Schloß.

In das königliche Schloß, Hofrath?

Durch das Portal Nummer fünf.

Und weiter, Hofrath?

Er war mir ungefähr hundert Schritte vorgekommen. Als ich ihn erreichte, hatte er gerade umgedreht, um ganz langsam zurückzufahren. Er war leer, ich sah keinen Menschen.

Das ist eine kuriose Geschichte, Hofrath. Aber weißt Du gewiß, daß er in dem Wagen war?

Ich glaubte wenigstens, ihn zu erkennen. In das Haus hinein war er bestimmt gezogen.

Erfundigstest Du Dich nicht weiter?

Gewiß. Ich lag den ganzen andern Tag vor dem Hause unter den Linden auf der Pauer, ich sah aber nur wildfremde Gesichter, vornehme Herrschaften und noch vornehmere Bedienten.

Und die Namen der Herrschaften?

Es wohnen viele in dem großen Hause, Gesandten, Grafen, selbst Fürsten.

Ging er auch später noch zu dem Hause?

Er war mir nachher immer aus den Augen gekommen, wenn ich ihm folgen wollte.

Etwas besonderes ist es mit ihm.

Wo mochte er sich vorgestern Nacht die verwundete Schulter geholt haben?

Er sagte, er habe sie sich auseinander gefallen, als er aus einem Fenster gesprungen sei.

Aus einem Fenster?

Er sei von einer Dame gekommen.

Er ist wahrhaftig ein Teufelskerl.

Der lange Wilhelm hatte es gesagt.

Wer ist ein Teufelskerl? fragte auf einmal eine Stimme neben ihm.

Der lange Bursch flog hoch in die Höhe. Der grüne August wollte mit einem wilden Satz aus dem Sandloche entspringen.

Der Hofrath ließ sich nicht so leicht erschrecken.

Ei, ei, schwarzer Nachtrabe, sagte er, bist Du es wirklich?

Ja, erwiderte kurz der schwarze Nachtrabe.

Und Du bist frei?

Frei.

Entlassen?

Entsprungen.

Du bist wahrhaftig ein Teufelskerl.

Ich wüßte nicht. Man muß nur Muth und Geschick haben.

Aber wie bist Du nur entkommen? Und gar mit dem lahmen Arme, den Du noch in der Binde trägst?

Später davon.

Und was hast Du jetzt weiter vor?

Sagt mir vorher, was Ihr unterdeß gemacht habt.

Gar nichts, wir haben uns verborgen gehalten,

wie Ratten in ihren Löchern, um nicht mit Dir eingefangen zu werden.

So wißt Ihr auch nichts Neues?

Auch gar nichts. Wüßtest Du was?

Vor der Hand ein gutes Geschäft.

Ha, schon ein Geschäft? Seit wann bist Du denn aus der Stadtvoigtei?

Seit einer Stunde.

Und schon ein neues Geschäft?

Dort lernt man am meisten.

Das ist wahr. Laß hören.

In der Stadtvoigtei sitzt seit ein paar Tagen eine arme Dirne, die eine reiche Herrschaft bestohlen haben soll.

Soll, Freund? Wir Alle sollen nur.

Diese ist unschuldig.

Woher weißt Du das so gewiß?

Hört zu. Sie hat einen vornehmen Liebhaber.

Darum kann sie schon stehlen.

Der vornehme Liebhaber ist der Geliebte einer fremden, vornehmen Dame, einer polnischen Gräfin.

Das wird ja interessant.

Die Gräfin wird von ihm verlassen, sie reist ihm hierher nach, findet ihn wieder, in dem Hause, in dem die Dirne als Magd dient, in den Armen der Dienstmagd.

Das ist ja, wie aus einem Claren'schen Roman.

Sie wird eifersüchtig, und um ihre Nebenbuhlerin zu verderben, steckt sie dieser ihre Diamanten in den Koffer und giebt sie als Diebin an.

Wahrhaftig, wie bei Claren.

Das Mädchen sitzt noch als die Diebin und wird auch wohl einige Jahre Zuchthaus bekommen, denn die Diamanten sind sehr theuer. Habt ihr Lust, sie zu holen?

Wen? Das Mädchen oder die Diamanten?

Die Diamanten.

Wo sind sie?

Bei der Gräfin wieder.

Und wo ist diese?

Seit gestern im Thiergarten, in einem Landhause
an der Spree, dieſſeits von Bellevue.

Kannſt Du uns hinführen?

Gewiß.

Heute Nacht?

Jetzt gleich. Es fragt ſich nur, ob Ihr Euer
Handwerkszeug bei Euch habt.

Alles.

So fehlt uns nichts.

Brechen wir auf, ſagte der Hofrath.

Ich bin dabei, rief der lange Wilhelm, der immer
dabei war.

Es iſt ein verdammt langer Weg und wir könnten
Leuten begegnen, meinte der grüne Auguſt.

Fürchteſt Du Dich, grüner Auguſt? höhnte ihn
der lange Wilhelm.

Naseweifer Junge!

Der alte Dieb hatte ſich ſchon erhoben.

Wir gehen immer auf menschenleeren Wegen um
die Stadt herum, ſagte der ſchwarze Nachtrabe. Um
aber kein Aufſehen zu machen, wenn Jemand uns ſe-
hen ſollte, gehen wir zu Zwei und Zwei von einander
entfernt.

Er hatte das nicht ohne beſondere Abſicht geſagt.

Sie waren aufgebrochen. Der grüne Auguſt und
der lange Wilhelm gingen neben einander voraus.

Er hat doch nichts recht Bornehmes, ſagte der
junge Bursch zu dem älteren Diebe.

Er iſt ein Dieb, wie wir Andern, meinte ſein Be-
gleiter.

Der, von dem ſie ſprachen, hatte unterdeß den
Arm des Hofraths genommen, mit dem er ihnen
folgte.

Wir waren verrathen, Hofrath, ſagte er zu dieſem.

Berrathen? fragte der vorsichtige Hofrath.
Wegen des Mordes an dem Ochsenhändler.
Und von wem?

Von den beiden Geliebten der Beiden da vor uns.
Woher weißt Du es?

Das ist mein Geheimniß; aber die Sache ist gewiß. Wir müssen uns der beiden Burschen entledigen.

Wie? fragte der Hofrath, und er fragte doch, als wenn es ihn plötzlich kalt überlaufe.

Der Andere hatte die Worte kalt gesprochen, so fuhr er fort.

Wir müssen uns die Beiden vom Halse schaffen, sie sind zu dumm und tölpelhaft.

Das sind sie.

Du bist also dabei?

Den Hofrath überließ es nicht mehr kalt.

Wenn es nicht anders sein kann, sagte er.

Es kann nicht anders sein. Sie können der Polizei nicht entgehen und werden sich einfangen lassen. Sie können einem gewandten Inquirenten nicht entgehen und werden den Mord bekennen, auch gegen uns. —

Es ist zu fürchten.

Da bleibt uns keine Wahl; man mag sich zwar nicht gern ohne Noth die Hände mit Blut beflecken —

Wenn es nichts einbringt, nein.

Aber hier ist es Selbstvertheidigung.

Und wie denkst Du es anzufangen?

Frische Eier, gute Eier!

Setzt gleich?

Dich hat seit zwei Tagen Niemand gesehen?

Kein Mensch.

Niemand weiß auch, daß Du heute Abend zu den Beiden gegangen bist?

Kein Mensch in der Welt.

Auch nicht, daß Du auf dem Windmühlenberge warst?

Auch das nicht.

Auch von den Burschen weiß Niemand etwas?

Seit zwei Tagen hat sie kein Mensch gesehen, dafür stehe ich ein. Sie hatten zu große Angst.

Vortrefflich. Was mich betrifft, so bin ich seit heute Abend todt.

Das heißt? mußte doch der Hofrath verwundert und neugierig fragen.

Das heißt für Dich, Freund Hofrath, daß Du Dich niemals nach meinen Verhältnissen zu erkundigen hast.

hm, hm, sagte der Hofrath etwas spöttisch für sich. —

Der Andere aber sprach weiter.

Wir alle Vier sind also für die Welt verschwunden, und selbst der kluge Polizeirath, der Alles weiß, könnte nicht auf den Gedanken kommen, daß wir in diesem Augenblicke hier zusammengehen.

Und nun Dein Plan?

Wir sind auf dem Wege, ihn auszuführen.

Ich denke, wir wollen ein Geschäft zusammen machen.

Zuerst helfen sie uns die Diamanten der Polin stehlen. Wir haben sie dazu nöthig.

Und dann?

Und dann! Wir müssen zu dem Windmühlenberge zurückkehren.

Also auf diesem Wege. Wir kommen über die Unterbaumsbrücke.

Sie liegt da schon vor uns.

Wir kehren also auch über sie zurück.

Wir müssen auch das.

Mitten auf der Brücke nimmt Jeder von uns seinen Mann. Welchen willst Du?

Ich nehme den grünen August.

So ist der lange Wilhelm mein. — Wir fassen sie unversehens und sicher. Die Brücke ist hoch, das Geländer niedrig, das Wasser tief. Ehe sie sich besinnen können, liegen sie unten.

Der Hofrath hatte nur noch ein Bedenken.

Der lange Wilhelm ist ein kräftiger Bursch, wenn auch nicht wie der grüne August, und Du kannst nur einen Arm gebrauchen.

Allein der Andere erwiderte ihm ruhig: Ich denke, ich habe desto mehr Muth.

Es ist doch etwas Besonderes in dem Menschen, mußte sich der Hofrath sagen, und er konnte zwar nicht ohne eine heimliche Scheu, aber auch nicht ohne einen gewissen Respekt den jungen Mann ansehen, der mit dem Gedanken eines gemeinen Meuchelmordes so stolz, und mit dem verwundeten Arm so muthig neben ihm herging.

Sie hatten die Unterbaumsbrücke erreicht. Als sie auf der Mitte waren, stieß der junge Mann seinen Begleiter an.

Hier! Merke Dir die Stelle.

Gut!

Das Geländer der Brücke stand etwas vor, der Fußweg wurde dadurch beengt, der Mord erleichtert.

Sie überschritten, still weiter gehend, die Brücke, gingen zwischen den Holzplätzen durch, erreichten den Thiergarten, schlugen eine Allee ein, die unweit der Spree lief und standen nach wenigen Minuten vor einem hübschen Landhause.

Dort! sagte der Nachtrabe.

Sie machten Halt.

Besehen wir uns das Haus näher.

Es lag, von Bäumen umgeben, von der Straße zurück, zwischen offenen Blumenbeeten. Es war zweistöckig, mit hohem Parterre. Die Fenster des Parterre waren sämmtlich dunkel und mit Läden versehen. Im ersten Stock brannte nur hinter einem Fenster ein

Licht. Die Fenstern hatten weder Läden, noch Jalousien.

Die Dame bewohnt den ersten Stock, sagte der Nachtrabe. Das Licht da oben ist ein Nachtlcht, dort ist also ihr Schlafzimmer. Nebenan wird ihr Gemach sein, in dem sie ihr Geld und ihre Kostbarkeiten verwahrt. Dahin müssen wir. Sind sie nicht dort, so müssen wir sie in ihrem Schlafgemach selbst suchen.

Und wenn Sie darüber erwacht? fragte der grüne August.

Wozu erwachte der Ochsenhändler in der Chausseestraße? erwiderte einfach der schwarze Nachtrabe.

Der Andere fragte nicht mehr.

Vorwärts denn! sagte der Nachtrabe. Versuchen wir zuerst, ob die Hausthür durch Nachschlüssel zu öffnen ist. Sonst drücken wir irgend eine Scheibe ein. In das Haus gehen wir alle Vier.

Sie gingen näher zu dem Hause.

Die Nachschlüssel des grünen August wollten die Hausthür nicht aufschließen.

Sie ist von innen verriegelt, erklärte er.

Der Hofrath war unterdeß um das Haus herumgegangen.

Hinten ist noch eine Thür, sagte er. .

Man begab sich zu ihr.

Das Handwerkszeug des grünen August öffnete sie ohne Mühe.

Irgend ein verliebter Hausknecht hat bei der Rückkehr den Riegel vergessen, lachte der Hofrath.

Sie waren im Hause.

Die vier Diebe, die vier Mörder, die wenige Tage vorher, mit der kältesten Ruhe von der Welt, zusammen einen Raubmord ausgeführt hatten, sie waren darauf gefaßt in das Schlafzimmer der Dame einzudringen, die sie berauben wollten, sie hatten schon besprochen, was werden solle, wenn die Dame erwache.

Der schöne, junge Mann mit dem schwarzen, krausen Barte war unter ihnen, war ihr Anführer. Er führte sie zu dem Schlafgemache der Dame, der Polnischen Gräfin, die aus Eifersucht ein armes Dienstmädchen, die Geliebte des Gefangenen der Stadtvoigtei, als die Diebin ihrer Diamanten fälschlich angegeben und in das Gefängniß gebracht hatte.

Sie gingen eine Treppe hinauf und befanden sich in einem kleinen und stillen dunklen Gange. Zu beiden Seiten des Ganges waren mehrere Thüren, an denen sie horchten. Sie hörten nichts, nur ein Lichtschimmer drang durch das Schlüsselloch der einen Thür.

Hier schläft die Gräfin, sagte der Anführer der Bande, und hier links ist also wohl das Zimmer, in dem sie ihre Kostbarkeiten hat. Ihr Drei geht hinein, ich bleibe hier im Gange auf Wache.

Du? fragte verwundert der Hofrath.

Ich! erwiderte kurz, fast stolz der Nachtrabe.

Der Hofrath trat an ihn heran.

Willst Du Dich etwa auch meiner entledigen, wie der Beiden da? sagte er ihm in's Ohr.

Fürchtest Du Dich, so gehe ich, antwortete der Andere noch stolzer.

Der Hofrath kehrte zu der Thür des Zimmers zurück, die der grüne August auch schon mit seinem Handwerkzeug geöffnet hatte.

Die drei Diebe verschwanden in dem Zimmer, der schwarze Nachtrabe aber blieb im Gange.

Er stand eine Weile unbeweglich, nur lauschend. Als er dann aber in dem Zimmer Schlösser sich öffnen, an Schränken ein leises Brechen hörte, trat er an die Thür nebenan, die zu dem Schlafgemach der Dame führte. Er sagte leise den Drücker des Schlosses, drückte darauf; die Thür stand offen.

Was wollte er? Zu der Dame? Zu welchem Zweck?

Er trat nicht in das Gemach, sondern legte die

Thür wieder in das Schloß, leise, wie er sie geöffnet hatte. Unmittelbar vor ihr blieb er in dem Gange stehen.

Hatte er sich nur überzeugen wollen, daß die Thür unverschlossen sei, er mithin jeden Augenblick durch sie in das Zimmer könne, um die etwa erwachende Dame von einer Ueberraschung seiner Kameraden abzuhalten? Was habe er sonst gewollt?

Er stand wieder unbeweglich, um ihn her blieb es still. Nur die leise Geschäftigkeit in dem Zimmer, in dem die drei Diebe waren, dauerte fort und war zu hören.

Auf einmal glaubte der junge Mann auch in dem Schlafgemache der Dame Bewegung zu vernehmen. Er bog sich zu dem Schlüßelloche nieder, um zu horchen, auch wohl um den Lichtschimmer drinnen zu beobachten. In demselben Augenblicke wurde die Thür aufgerissen, schnell, aber leise. Eine Dame erschien auf der Schwelle, im Nachtgewand, in der Hand ein Licht.

Sie hatte die Räuber nebenan gehört, und war unzweifelhaft auf dem Wege, so geräuschlos wie möglich ihre Dienerschaft herbeizurufen.

Da stand sie unmittelbar vor dem Wache halten=den vierten Räuber.

Sie stand noch vor etwas Anderem.

Adalbert! rief sie:

Ein furchtbarer, lähmender Schreck erstickte ihre Stimme, daß sie nicht durch das ganze Haus drang.

Der Räuber wollte auf sie losstürzen, — er wurde aufgehalten.

Seine Kameraden kamen aus dem Zimmer in den Gang.

Fort!

Habt Ihr Alles?

Wir haben genug.

Fort denn.

Sie flogen alle Vier aus dem Gange die Treppe hinunter.

Adalbert, Adalbert! rief oben die Dame, schmerz-
lich, wie in Todesangst.

Sie waren schon zum Hause hinaus.

Diebe! Räuber! riefen Stimmen aus dem Hause
hinter ihnen her.

Die Stimmen verhallten in dem weiten Thier-
garten.

Um der Sicherheit willen vertheilen wir uns dennoch,
sagte der schwarze Nachtrabe, an der Unterbaumbrücke
treffen wir uns wieder.

Fünfzehn Minuten später trafen zwei von ihnen
sich vor der Unterbaumbrücke wieder, es waren der
Nachtrabe und der Hofrath.

Warten wir hier auf die beiden Anderen.

Bleibt es mit ihnen noch dabei?

Allerdings.

Hier auf der Brücke?

Weißt Du eine bessere Gelegenheit?

Nein.

Es ist nur eine Frage.

Welche?

Tragen sie von den gestohlenen Sachen etwas bei
sich? Es wäre schade, wenn es mit in das Wasser
müßte.

Ich habe Alles. Die Beiden erbrachen und schlossen
auf, ich steckte zu mir.

Haben wir einen guten Fang gemacht?

Ich denke. Aber was war das, Freund Nachtrabe,
die Dame kannte Dich!

Mich?

Dein Anblick entsetzte sie, sie rief Adalbert!

Ich heiße nicht Adalbert.

Sondern?

Freund Hofrath, ich sagte Dir heute Nacht schon
einmal, Du solltest Dich nicht um meine Angelegen-

heiten bekümmern. — Da kommen unsere Kameraden. Du hast Dir doch die Stelle gemerkt! Auf der Mitte der Brücke, dort wo das Geländer sich vorbeigt, faßest Du Deinen Mann sicher, hinten im Genick. So stößt Du ihn hinüber, es kann nicht fehlen.

Der grüne August und der lange Wilhelm waren ebenfalls herbeigekommen.

Seid Ihr da?

Ja..

Ist Euch nichts begegnet?

Nichts.

Vorwärts!

Sie gingen, der Hofrath halb hinter dem grünen August, der schwarze Nachtrabe unmittelbar hinter dem langen Wilhelm, vorwärts auf die Brücke.

Esprecht kein Wort. Auf einer Brücke kann man schwer ausweichen.

Sie gingen langsam, aufmerksam, schweigend.

Zwei von ihnen starrten und horchten nur nach einer Gefahr, die ihnen entgegenkommen könne. Daß die Gefahr hinter ihnen sei, ahnten sie nicht. Die beiden Anderen hatten nur Sinne und Gedanken für die Zwei vor ihnen.

Die Nacht um sie her war tief dunkel, sie vernahmen keinen Laut, als das Rauschen der unter ihren Füßen träge dahin fließenden Spree.

Sie kamen zu der Mitte der Brücke und an die Stelle, wo das Geländer der Brücke sich vorbeog.

Der grüne August und der Hofrath gingen noch immer vor, hinter ihnen der lange Wilhelm und der Nachtrabe.

Horch, was ist da unten im Wasser? sagte der Nachtrabe.

Der lange Wilhelm wollte sich über das Geländer hinüberbeugen, um nach unten zu sehen.

Die kräftige Faust des schwarzen Nachtraben hatte

ihn schon im Genick gefaßt, und — der lange Dieb flog über das Geländer.

Teufel, was ist das? rief der grüne August.

Seine Ueberraschung machte der gewandten Hand des Hofraths leichte Arbeit — er flog dem Kammeraden nach.

Fast unmittelbar hinter einander hörte man zweimal einen schweren Fall in das Wasser.

Sehen konnte man in der Dunkelheit nichts.

Gehen wir weiter, sagte der schwarze Nachtrabe. Sie können Beide nicht schwimmen.

Der Hofrath mußte sich doch schütteln.

3.

Zwei dupirte Minister.

Der Justizminister saß in seinem Conferenzzimmer.

Die „Behörden“ in Berlin halten „Sitzungen“, die Minister „Conferenzen“. Danach die verschiedenen Namen der Zimmer ihrer amtlichen Thätigkeit.

Bei dem Justizminister war sein vortragender Rath.

Man arbeitete schon damals — bekanntlich schon vor länger als dreißig Jahren — an der sogenannten Revision der Gesetzgebung in Preußen, das heißt, man hatte eingesehen, daß die bestehenden Gesetze nicht mehr zureichend seien oder sonst nicht taugten, und man wollte dafür neue, bessere machen. Das Geschäft der „Revision“ wird noch heute fortgesetzt. Denn zu Stande

gebracht hat man seitdem nur einige französische Gesetze anstatt des früheren deutschen Rechts. Daß sie neu sind, diese Französischen Gesetze, recht neu in Deutschland, das kann kein Mensch bestreiten. Aber ob sie auch besser sind, das sei dem lieben Gott geklagt.

Der vortragende Rath hielt dem Minister Vortrag über den Fortgang der Revision der Gesetzgebung. Sie hatte Fortgang; nur ihr Ende hat sie, wie gesagt noch heute nicht finden können. Der Minister war auch über den Fortgang erfreut.

Ja, mein lieber Herr Geheimerath, sagte er zu seinem vortragenden Rathe, das Recht ist das höchste im Staate, denn das ist eben das Wesen des Staates, daß er ein Zusammenleben von Menschen unter der Herrschaft des Rechts ist. Darum ist auch die Justiz die erste und erhabenste Einrichtung des Staates, und die Gesetzgebung das edelste Werk. Daher auch eine Unabhängigkeit der Justiz, besonders in unserem Staate des Rechts und der Intelligenz —

Seine Excellenz wurde unterbrochen.

Ein Bedienter trat ein und meldete:

Ein Adjutant des Herrn Commandeurs der Garden!

Ich lasse bitten, einzutreten, sagte der Minister, sehr schnell und sehr verbindlich.

Als der Bediente aber fort war, sagte Se. Excellenz sehr verdrießlich zu dem vortragenden Rathe:

Es ist zum Verzweifeln. Sogar im Adressbuche ist zu lesen, daß ich um diese Zeit Conferenz habe; aber diese Herren vom Militair nehmen nie Rücksicht, sind überall anmaßend; und nun gar der Commandeur der Garden!

Der angemeldete Adjutant trat ein. Es war ein Major von der Garde.

Der Minister ging ihm sehr höflich entgegen. Der Offizier blieb steif und kalt.

Ich komme im Auftrage meines Herrn Chefs zu Eurer Excellenz.

Was steht Seiner Durchlaucht zu Befehl?

Es hat vor einigen Tagen ein Duell zwischen zwei fremden Civilisten stattgefunden, bei welchem ein Offizier von der Garde als Secundant fungirt hat.

Der Vorfall ist mir bekannt.

Ah, das wünschte Se. Durchlaucht zu erfahren.

Und warum, wenn ich fragen darf?

Um Eurer Excellenz durch mich Ihr Erstaunen ausdrücken zu lassen, daß mit Eurer Excellenz Vorwissen die Civilgerichte sich in eine Angelegenheit gemischt haben, die das Militair angeht.

Ich wüßte in der That nicht, Herr Obristwachtmeister —

Wollen Eurer Excellenz die Güte haben, mich anzuhören?

Ich bitte.

Bei dem Duell war ein Offizier theilhaftig.

Allerdings, wenn auch nur als Sekundant.

Ueber einen königlichen Offizier hat kein Civilgericht eine Gerichtsbarkeit.

Gewiß nicht.

Er kann von keinem Civilgericht vorgeladen oder vernommen werden.

Ohne Genehmigung seines Militairchefs nicht.

Der Sekundant bei einem Duell ist Mitschuldiger.

Er soll als solcher nach den Gesetzen bestraft werden.

Er kann nur von einem Militairgerichte, seinen Standesgenossen gestraft werden.

Freilich.

Also kann auch nur ein Militairgericht die Untersuchung gegen ihn führen.

Auch dem ist so.

Nun haben aber hier schon Civilgerichte die Untersuchung eingeleitet.

Sie haben aber, so viel ich weiß, dem Militairgericht Nachricht gegeben und eine gemeinschaftliche Untersuchung beantragt.

Das war eben der Fehler.

Aber das Gesetz schreibt es so vor.

Das Gesetz schreibt aber nicht vor, daß dem Civilgericht der Vorrang zustehe. Diesen hat immer das Militair. Das Civilgericht hätte daher die Initiative des Militairgerichts abwarten müssen, und Seine Durchlaucht läßt Euer Excellenz ersuchen, danach das Gericht sofort anweisen zu wollen. Ich recommandire mich Eurer Excellenz gehorsamst.

Damit ging der Offizier kurz und gut.

Der Justiz-Minister wollte außer sich gerathen.

War Logik darin? fragte er sich und seinen vorragenden Rath.

Aber es war ein Befehl, Excellenz, sagte unterthänig der Geheimerath.

Leben wir denn in einem Rechtsstaate oder in einem Militairstaate?

Der Bediente trat wieder ein.

Die Frau Gräfin Luberska bittet um eine Audienz. Sie habe Excellenz dringend etwas vorzutragen.

Gräfin Luberska? fragte seinen Rath der Minister. Ist die Dame nicht bei Hofe vorgestellt?

Zu Befehl, Excellenz.

Ich lasse die Frau Gräfin bitten, sagte der Minister wieder sehr höflich zu dem Bedienten.

Als der Mann eben das Zimmer verlassen hatte, wurde Seine Excellenz wieder ärgerlich.

Diese ewigen Störungen sind doch zu arg. Aber die Dame erscheint bei Hofe. — Fertigen Sie unterdeß, lieber Geheimerath, den Befehl an das Gericht wegen des Duells aus.

Die schöne Gräfin Luberska erschien.

Ich habe Eurer Excellenz eine sehr wichtige Mittheilung zu machen.

Der Minister führte sie zum Sopha.

Darf ich bitten, gnädige Frau?

Ich wünsche sie Eurer Excellenz allein zu machen.

Der unterthänige Geheimerath ging schon mit seinen Papieren in ein Nebenzimmer.

Die Gräfin fuhr fort. Sie war in einiger Aufregung und redete sich bald noch mehr hinein.

Excellenz, ich bin heute Nacht beraubt worden.

Ich bedaure das sehr, meine gnädige Frau.

Meine Juwelen, eine bedeutende Summe Geldes sind mir geraubt.

Haben Sie schon der Polizei die Anzeige gemacht?

Ich wende mich an Sie, den Chef der Justiz.

Aber, meine gnädige Frau, nach den bestehenden Vorschriften muß zuerst der Polizei die Anzeige gemacht werden. Dann erst schreitet die Justiz ein.

Aber, mein Herr, welche Gesetze und welche Justiz in diesem Lande! Kein Wunder, daß da die Diebe und Räuber so frech, und die ehrlichen Menschen ihres Eigenthums und ihres Lebens nicht mehr sicher sind.

Die Dame war in Eifer; sie war freilich ihrer Juwelen und ihres Geldes beraubt, und sie war eine Dame, und gar bei Hofe empfangen.

Der arme Justizminister war aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Wo die Justiz, das Höchste, das Erhabenste im Lande, einschreiten mußte, erhielt er Vorwürfe, daß sie eingeschritten war. Wo sie nicht einschreiten durfte, wurde von ihm verlangt, daß sie einschreiten solle. Aber er war ein höflicher und ein wohlwollender Mann. So zuckte er die Achseln.

Die Vorschriften sind einmal nicht anders. Aber was wünschten Sie nun von mir, meine gnädige Frau?

Auch die Dame hatte sich wieder besonnen.

Excellenz, der Raub bei mir hat seine ganz eigenthümlichen Seiten, die unmittelbar die Justiz betreffen.

Ich darf sie also erfahren?

Ich erkannte einen der Räuber.

Ah! Die Räuber sind entkommen?

Alle.

Und Sie haben der Polizei noch keine Anzeige zum Zweck der Verfolgung gemacht?

Gerade wegen der Verfolgung mußte ich vorher mit Eurer Excellenz sprechen.

In Betreff des von Ihnen Erkannten?

Er gehört den höheren Ständen an, der höchsten Gesellschaft.

Hier?

Seit mehreren Wochen hier.

Sein Name?

Graf Komtewicz aus Polen.

Der Name ist mir bekannt.

Ich wünschte, auch sein eigentlicher Name sei Eurer Excellenz bekannt.

Sein eigentlicher Name?

Graf Adalbert Orczafow.

Der Name ist mir in der That unbekannt.

Der Name eines der schwersten Verbrecher gegen den Preussischen Staat, unbekannt dem Chef der Justiz dieses Preussischen Staats!

Madame!

Ja, mein Herr!

Aber sein Verbrechen, gnädige Frau?

Gegen mich war er ein gemeiner Räuber?

Und gegen den Staat?

Mein Herr, wenn Sie sein Verbrechen gegen Ihren Staat nicht wissen, so wollen Sie es nicht wissen, und ich bin dann um desto mehr zu stolz, die Denunciantin eines Verbrechens zu machen, das mich nichts angeht.

Aber in Wahrheit, gnädigste Frau; ist denn sein Verbrechen wirklich ein staatsgefährliches, ein hochverrätherisches? Sollten gar demagogische Umtriebe? —

Ich kenne kein gefährlicheres für Ihren Staat.

Und mir ist es unbekannt! —

Es scheint doch so.

Ich beschwöre Sie, gnädige Frau, es mir mitzutheilen.

Ich bedaure, Excellenz.

Sie haben die gesetzliche Verpflichtung.

Ich bin keine Preussische Unterthanin, mein Herr.

Sie genießen den Schutz dieses Landes —

Dadurch, daß ich darin beraubt werde, und die Justiz meine Klage nicht annehmen will?

Die Dame erhob sich.

Mein Herr, sagte sie noch, Sie haben mich an die Polizei gewiesen; wollen Sie Auskunft über den Grafen Adalbert Orczakow und seine demagogischen Umtriebe haben, so werden Sie sich gleichfalls an die Polizei wenden müssen.

Damit ging die Dame kurz und gut, wie vorhin der Offizier.

Der Justiz-Minister war nicht minder in Eifer gerathen, wie vorher die Dame. Es war von hochverrätherischen Unternehmungen und demagogischen Umtrieben die Rede.

Er konnte sich nicht gleich wieder beruhigen. Dem Bedienten befahl er, sofort den Wagen anspannen zu lassen, er entließ den Rath, der ihm über die Revision der Gesetzgebung Vortrag halten sollte, und fuhr zum Polizei-Minister.

Der Staat in der größten Gefahr, durch Hochverrath, durch demagogische Umtriebe, und der Chef der Justiz wußte es nicht! Was war denn die Justiz noch im Lande? —

Er langte bei dem Polizei-Minister an.

Excellenz kennen den Grafen Romkewicz?

Gewiß, Excellenz.

Auch näher und genauer seine Verhältnisse?

Er gehört dem reicheren polnischen Adel an.

Und er lebt hier von Raub.

Es fiel dem Justizminister wieder ein; über den Hochverrath und die demagogischen Umtriebe hatte er es vergessen.

Von Raub? fragte der Polizei-Minister.

Er hat heute Nacht der Gräfin Lubersta ihre sämmtlichen Juwelen und eine bedeutende Summe Geldes geraubt.

Der Polizeiminister lächelte sehr fein zu der Nachricht.

Ah, der Gräfin Lubersta!

Excellenz finden das spaßhaft?

Die Polizei muß Alles wissen, Excellenz, also vor allen Dingen auch der Polizeiminister. Die Gräfin Lubersta ist eine alte Geliebte des Grafen Romkewicz.

Der Justizminister fiel ein wenig aus den Wolken.

Ah! —

Um der Dame willen haben vorgestern der Graf Lubersti und der Graf Romkewicz sich geschossen. Die Gerichte sind ja schon eingeschritten.

Leider, seufzte der Justizminister für sich. Aber er hatte die Hauptsache noch auf dem Herzen.

Wenn Excellenz so genau mit den Verhältnissen des Grafen bekannt sind, so werden Sie auch wissen, daß er eigentlich einen andern Namen führt!

Der Polizeiminister horchte doch auf.

Einen andern Namen? Und welchen?

Graf Abalbert Orczakow.

Der Name ist mir unbekannt.

Also auch wohl, daß der Graf ein Demagoge ist, daß er mit hochverrätherischen Plänen gegen den Preussischen Staat umgeht?

Der Polizeiminister lächelte wieder.

Ich weiß es nicht, Excellenz, und ich müßte es doch wissen.

O, Excellenz, ich müßte es erst recht wissen.

Aber ich denke, Sie wissen es.

Nur von der Luberska.

Sie hat Ihnen Mittheilungen darüber gemacht?

Sie hat wenigstens die völlig bestimmte Behauptung aufgestellt.

Ah, ah, das verändert die Sache. Hochverrath und demagogische Umtriebe kann man nicht ernst genug nehmen.

Der Polizeiminister war plötzlich sehr ernst geworden.

Ich bin darin ganz mit Eurer Excellenz einverstanden, versicherte der Justizminister, und wir werden diesen Punkt jedenfalls näher verfolgen müssen.

Ich werde auf der Stelle den Polizei-Präsidenten herrufen lassen.

Der Polizeiminister sagte es.

Der Justizminister war erfreut und kehrte in das Justizministerium zurück.

Der Polizei-Präsident wurde zu seinem Chef beschieden.

Herr Präsident, ist Ihnen hier in Berlin ein polnischer Graf Adalbert Orczakow bekannt.

Der Polizeipräsident von Berlin wurde verlegen, verwirrt, er hatte keine Antwort. Die plötzliche Frage hatte ihn zu sehr überrascht.

Ah, mein Herr Präsident!

Der Präsident hatte sich gefaßt.

Excellenz, das ist eine sehr complicirte Angelegenheit —

Sie kennen den Herrn also?

Er befindet sich —. Aber ich theile Eurer Excellenz, und zwar auf meine eigene Verantwortlichkeit eines der wichtigsten Staatsgeheimnisse mit.

Der Polizeipräsident von Berlin seinem vorgesetzten Minister? rief der Polizeiminister, der vor allen Dingen Alles wissen mußte.

Der Präsident zuckte die Achseln.

Ich darf nichts compromittiren.

Erzählen Sie.

Der Graf Orczakow befindet sich seit acht Wochen in den Gefängnissen der Stadtvoigtei.

Seit acht Wochen schon, und ich erfahre es erst heute?

Nur drei Personen in der Welt wissen davon und dürfen davon wissen.

Gehört zu diesen drei Personen vielleicht die Gräfin Luberska?

Die Gräfin Luberska? —

Darf ich um Antwort bitten?

Sie kann von nichts wissen.

Sie weiß wenigstens. — Doch vorab, Herr Präsident, weshalb befindet der Graf sich in Ihren Gefängnissen?

Excellenz wollen es mir verzeihen, darüber darf ich schlechterdings keine Auskunft geben.

Wie! Sie verweigern mir —?

Ich darf nicht compromittiren.

Der Minister wollte wohl mit dem Fuße stampfen, daß er so etwas schulknabenartig seinem Untergebenen gegenüber stehen mußte. Aber es lagen unzweifelhaft Verhältnisse vor, denen er sich beugen mußte. Doch nur äußerlich.

Die Gräfin Luberska, mein Herr Präsident, sagte er, scheint compromittiren zu dürfen.

Excellenz nennen schon zum zweiten Male diese Dame —

Ich werde sie Ihnen noch öfter nennen müssen. Diese Dame kennt das Verbrechen des Grafen, eines der schwersten hochverrätherischen Attentate.

Um des Himmelswillen, Excellenz!

Sie weiß ferner, daß der Graf Orczakow gar kein Gefangener Ihrer Stadtvoigtei ist, sondern sich in Berlin eben so frei bewegt, wie wir Beide. —

Humburg der Dame, Excellenz, lächelte der Präsident.

Denn sie weiß endlich, fuhr der Minister fort, daß der Graf Orczakow und der Graf Komfiewicz eine und dieselbe Person sind.

Der Polizeipräsident lächelte zufriedener und zuversichtlicher.

Wollen Eure Excellenz mir eine Gnade erweisen? Und?

Mich zur Stadtvoigtei zu begleiten, damit ich Ihnen den Grafen Orczakow als meinen Gefangenen zeigen kann?

Ich bitte darum. Fahren wir sogleich hin.

Und auf der Stelle fuhren sie zur Stadtvoigtei.

Der Gefangenwärter Alemann! befahl der Präsident.

Der alte, finstere Gefangenwärter erschien, der Präsident gab ihm einen Wink.

Darauf schritt der Gefangenwärter stumm in das Innere der Stadtvoigtei. Der Minister und der Präsident folgten ihm.

Sie mußten ihm lange folgen, Treppen auf, Treppen ab, durch Winkel und Gänge. Vor einem abgelegenen, einsamen Gefängnisse stand der Gefangenwärter still und schloß es auf.

Befehlen Excellenz allein hineinzugehen? fragte der Präsident den Minister.

Sie fürchten nicht, daß ich den Gefangenen über den Grund seiner Verhaftung befrage?

Sie würden nichts von ihm erfahren.

Auch von ihm nicht?

Von ihm am allerwenigsten.

Begleiten Sie mich.

Beide Herren traten in die Zelle. Der Gefangene der Stadtvoigtei lag auf seiner Pritsche.

Er erhob sich bei der Ankunft der Herren. Aber nicht, wie ein Gefangener vor dem Polizei- oder Gefängnißbeamten, sondern wie ein Mann von Welt, der Gäste, wenn auch nur unwillkommene Gäste, bei sich empfängt.

Was führt die Herren zu mir?

Seine Excellenz, der Herr Polizeiminister, sagte der Polizei-Präsident.

Was hätten Eure Excellenz mir zu befehlen?

Beinahe wäre der Polizeiminister des Preussischen Staates verlegen geworden, einem Gefangenen gegenüber, der ihm imponirte.

Ich bitte um Ihren Namen, mein Herr.

Und Euer Excellenz schenken mir die Ehre Ihres Besuches?

Ohne Umschweife, Ihr Name.

Graf Adalbert Orczakow.

Aus Polen?

Aus Polen.

Sie sind hier verhaftet!

Seit acht Wochen.

Weshalb?

Der Minister konnte die Frage doch nicht unterdrücken.

Der Gefangene lächelte, eben so fein, wie vorhin der Minister und darauf der Präsident gelächelt hatten.

Excellenz, das ist für mich selbst ein Geheimniß.

Führen Sie nicht, fragte der Minister, auch den Namen eines Grafen Komtewicz.

Der Gefangene erhob seine hohe Gestalt stolz.

Mein Herr, sagte er, der Name eines Grafen Orczakow ist ein so edler, daß sein Träger keines zweiten Namens bedarf.

Der Minister fühlte sich geschlagen.

Ist Ihnen der Name Romkewicz bekannt? fragte er nur noch.

Ich erinnere mich dunkel, ihn in meiner Heimath gehört zu haben.

Der Minister entfernte sich wieder, der Präsident folgte ihm.

Der Gefangenwärter schloß die Zelle wieder zu.

Die unverfälschte hochmüthige Unverschämtheit dieser Polen! sagte draußen der Minister zu dem Präsidenten.

Aber Excellenz werden sich überzeugt haben —

Der Justizminister ist dupirt, lieber Präsident!

War er selbst es nicht?

4.

Zwei Kämpfende.

Der Graf Adalbert Romkewicz lag in seiner eleganten Wohnung Unter den Linden ausgestreckt auf einem Sopha. Er trug den linken Arm in der Binde und sah noch etwas angegriffen aus. Sonst war er munter; er schien sogar sehr munter zu sein.

Er hatte Gesellschaft bei sich, lustige Gesellschaft von jungen Herren und solchen, die sich noch zu den jungen Herren rechneten, Offiziere, Gesandtschaftskavaliers und andere Roués.

Sie hatten sich Alle behaglich ausgestreckt, rauchten die feinsten Cigarren, sprachen einer dampfenden Punschbowle zu, der, wie einem erhabenen Opfer sie sich Alle zugewendet hatten. Nur Einer war von diesem anmuthigen Opferdienste ausgeschlossen.

Armer Graf, sagte der dicke Premierlieutenant von Schwarzhof zu dem, auf dem Sopha liegenden Wirth, Sie müssen auf den herrlichen Punsch verzichten.

Der Punsch ist wirklich vortrefflich, versicherte ein Rittmeister, der an Embonpoint dem Herrn von Schwarzhof wenig nachgab.

Ein wahrer Göttertrank, meinte ein zweiter Gesandtschaftsattaché.

Ja, ja, sagte ein anderer Roué! Bei Euch Polen ist der Punsch eigentlich zu Hause. Die Herren von Schelmufski und von Schelmanski tranken ihn nur ungewässert und ungezuckert.

Nun, lieber Komfewicz, nahm ein Fünfter das Wort, wenn Sie in Ihrer Besserung so fortschreiten, wie bisher, so können Sie morgen schon ein paar Gläser mit uns trinken.

Ich hoffe, sagte der Graf Komfewicz.

Das Gespräch bewegte sich weiter um die schnelle Heilung des Grafen.

Als ich Sie neben mir hinfallen sah, dachte ich der Graf Luberski habe Ihnen den Rest gegeben, sagte der Herr von Schwarzhof.

Ich meinte es selbst, erwiderte der Graf, die Kugel war mit einer merkwürdigen Behemenz mitten an den Schulterknochen geprallt; ich konnte mich nicht mehr halten.

Ihre schnelle Heilung ist noch merkwürdiger, Graf.

Sie haben aber auch wohlgethan, daß Sie in den drei Tagen sich völlig der Ruhe hingegeben, keinen Menschen zu sich gelassen haben.

Ich war es mir schuldig, und ich denke, Sie haben es mir nicht übel genommen, meine Herren.

Oh, nicht im Geringsten.

Bei der Gelegenheit — darf ich fragen, was sich unterdeß Neues in unseren Kreisen zugetragen hat.

Ah, Sie haben wohl nichts erfahren?

Durchaus nichts.

Da wird Sie zuerst interessiren, daß der Consistorialpräsident Kehlhorst seine siebzehnjährige Tochter wirklich mit dem alten siebenzigjährigen General Remscheid verlobt hat.

Also doch?

Der heuchlerische Schuft hat das arme Mädchen förmlich verschachert.

Es ist abscheulich.

Aber was wollt Ihr? Der Präsident ist arm, wie eine Kirchenmaus, und noch mehr, denn die hat keine Schulden, und der alte General ist reich, wie Erösus. Die Verlobung war gestern Abend, und heute früh hat, wie ich aus sicherer Quelle weiß, der General seinem künftigen Schwiegervater die hübsche Summe von funfzigtausend Thalern zustellen lassen, zur Bezahlung seiner dringendsten Schulden. Es ist nur zum Anfang, wenn es zum Anfang kommt.

Wie so? wurde der Erzähler gefragt.

Wie so? Dieser fromme Consistorialpräsident ist ein so enragirter Schuldenmacher, daß seine Gläubiger von den funfzigtausend Thalern keinen Groschen sehen werden, das Geld wird ihm nur neuen Credit zu neuen Schulden verschaffen.

Welche Zustände in dem frommen Berlin! rief der Graf Romfewicz aus. Ich hatte gedacht, so etwas komme nur in den verrotteten höheren Kreisen von Warschau und Petersburg, und außerdem in Paris vor. —

Sie kennen Berlin noch wenig, lieber Graf.

Das fromme Berlin, setzte ein Anderer hinzu.

Und wie ist es in den niederen Klassen? fragte der Graf.

O, die sind nicht fromm, einige Beamten etwa ausgenommen, die schnell Carriere machen wollen. Namentlich giebt es in der Welt keine große Stadt, die einen so ehrenwerthen Bürgerstand hat, wie Berlin.

Das mußten die sämmtlichen Herren bestätigen, wie vornehm und frivol sie waren, und auch der Schreiber dieser Zeilen bestätigt es gern, und er ist weder vornehm, noch liebt er die Frivolität.

Der Graf Romkewicz hatte noch eine Frage.

Was hat die Frau von Gramzow zu der Verlobung des Generals gesagt? Wenn ich nicht irre, machte die alte, dicke Dame noch Ansprüche auf den alten, reichen Herrn.

Die Gesellschaft lachte unwillkürlich.

Ei freilich! Und in ihrer Wuth ist sie heute sofort mit ihrer schönen Tochter auf ihre Güter nach Hinterpommern zurückgekehrt.

Der arme lange Herr von Stromberg!

Ja wohl, der Arme! Er wüthet mit seinen langen Beinen und Armen im Thiergarten umher, reißt Fichten aus und entwurzelt Eichen und küßt den Rasen, den die Füße seiner Schönen betreten haben.

Man mußte wieder lachen.

Ich begreife nicht, meine Herren, sagte der zarte Gesandtschaftsattaché, warum Sie schon wieder lachen. Ist denn die Liebe lächerlich? Oder wird sie es, wenn ein baumlanger junger Lieutenant liebt? Oder eine dicke alte Edel dame aus Hinterpommern? Ist denn die Liebe nur für die ordinären Menschen geschaffen?

Der Baron hat Recht, sagte ein Anderer.

Und darum wird er langweilig, meinte ein Dritter, Aelterer.

Parbleu, fiel erst jetzt einem Vierten ein, es ist schon spät. Es geht auf Eins. Und unser Freund bedarf der Ruhe.

Das sahen Alle ein, und sie brachen auf.

Nur Einen hielt der Graf Romkewicz zurück.

Vieber Schwarzhof, schenken Sie mir noch ein paar Augenblicke?

Sehr gern.

Ich habe eine Bitte an Sie.

Ich werde Ihnen gern zu Diensten stehen.

Der Graf Romkewicz war offenbar in einer gewissen Spannung, in einer Aufregung, die er bisher, wahrscheinlich nicht ohne Mühe, verborgen gehalten hatte.

Ich habe noch einen Gang zu machen, sagte er, zu dem ich Sie um Ihre Begleitung bitten möchte.

Heute Nacht noch?

Jetzt gleich.

Werden Sie nicht zu schwach sein?

Ich fühle mich stark. Ich muß zu einer Dame.

Zu einer Dame soll ich Sie begleiten?

Zu der Gräfin Luberska.

Ah —!

Erfahren Sie auch den Grund meiner Bitte. Ich habe etwas sehr Ernstes mit der Dame zu besprechen — Die Gräfin ist leidenschaftlich, ich bin heftig. Es könnte eine Scene geben. Dann — ich bin doch noch etwas schwach von dem starken Blutverluste, und einen Bedienten zieht man zu solchen Angelegenheiten nicht gern zu — dann möchte ich einen Freund zur Seite haben, der mich zur rechten Zeit vor mir selbst beschützt.

Ich begleite Sie, Graf, sagte der brave dicke Offizier.

Sie werden aber nicht Zeuge meiner Unterredung mit der Gräfin sein dürfen, ich werde Sie nur, wenn der Moment der Noth kommt, herein bitten.

Schon gut.

Der Graf klingelte einem Diener.

Ist der Wagen angespannt?

Zu Befehl.

Gehen wir, lieber Schwarzhof.

Unten erwartete sie der Wagen des Grafen. Sie stiegen ein und fuhren die Linden hinauf, durch das Brandenburger Thor, rechts in den Thiergarten.

Vor einem hübschen Landhause, in dem noch mehrere Zimmer erleuchtet waren, hielt der Wagen.

Die beiden Herrn stiegen aus, der Bediente war vom Bock gesprungen.

Melde uns bei der Frau Gräfin.

Der Diener ging zu der Hausthür und zog an einer Glocke, die mächtig durch das Haus schallte.

Der Graf und der Offizier gingen unterdeß schweigend auf und ab.

Der Graf befaß sich das Landhaus, mit einer gewissen Neugierde, wie es schien.

Warum? Kannte er den Aufenthalt der Dame noch nicht, die allerdings für ihn ein großes Interesse hatte.

Aber was wollte er von der Dame? In der vorgerückten Nachtzeit? Und wozu hatte er den Offizier mitgenommen?

Der treuherzige dicke Lieutenant selbst dachte freilich über jenen etwas eigenthümlichen Grund nicht weiter nach. —

Die Hausthür wurde geöffnet, der Bediente des Grafen sprach mit dem Oeffnenden.

Warten Sie! sagte er und entfernte sich.

Gleich darauf erschien ein Diener der Gräfin mit Licht.

Die Frau Gräfin läßt die Herren bitten.

Die beiden Herren folgten dem Diener in das Haus; er führte sie eine Treppe hinauf und öffnete eine Thür. Sie traten in einen eleganten Salon.

In dem Salon stand, sie erwartend, in ihrer vollen blendenden Schönheit, die Gräfin Luberska. Sie war tief aufgeregt, doch hielt sie sich äußerlich ruhig. Der Graf Komlewicz schritt mit ernster, gemessener Ruhe auf sie zu.

Meine gnädige Frau, hätten Sie die Güte, meinem Freunde, dem Herrn Lieutenant von Schwarzhof, einen Aufenthalt in einem Nebenzimmer zu gestatten,

während ich Sie für mich um eine kurze Unterredung bitten möchte.

Die Dame zeigte nach einer Seitenthür.

Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, sagte sie zu dem Offizier.

Der Herr von Schwarzhof verließ durch die Seitenthür den Salon.

Der Graf Romkewicz und die Gräfin Luberska standen sich allein gegenüber. Die verschmähte Geliebte, der untreue Liebhaber! Wie Vieles sonst noch hatten sie mit einander gemein gehabt, hatten sie jetzt mit einander auszumachen!

Sie standen sich dennoch äußerlich ruhig gegenüber. So sahen sie sich auch an. Aber bald nahmen eines Jeden Augen einen feindlichen durchbohrenden Blick an. Dann konnte die Heftigkeit der Dame sich nicht länger verschließen.

Mein Herr — rief sie. Elender! Wie kannst Du —? Wie können Sie es wagen, hier vor mir zu erscheinen?

Der Graf hatte seine Ruhe behalten.

Warum nicht? sagte er spöttisch. Darf ich vielleicht vor der Frau Gräfin nicht erscheinen, weil um ihretwillen der Herr Gemahl mich zum Krüppel zerschossen hat? Beinahe zum Krüppel, Gott sei Dank, noch bin ich es nicht.

Hätte er die Welt ganz von Ihnen befreit!

Das sagte die Dame noch mit der Wuth, die sie nicht zurückzukämpfen vermochte. Auf einmal faßte sie sich. Leidenschaftliche Weiber können eben so stark sein.

Doch, mein Herr, was wollen Sie von mir? Was führt Sie zu mir? Sogar mit einem Sekundanten, wie es scheint!

Der Graf war auch ferner ruhig geblieben.

Eine heilige Pflicht führt mich hierher, sagte er.

Sie haben ein armes, unschuldiges Mädchen als Diebin angegeben —

Die Gräfin durchzuckte es wieder heftig.

Als Diebin! rief sie. Das wollen Sie mir vorhalten? Warum nicht auch als Räuberin? Als Mörderin? Doch — sie mäthigte sich wieder — fahren Sie fort, mein Herr, edler Ritter einer Diebin.

Der Graf hatte auf den neuen Ausbruch ihrer Leidenschaft nicht geachtet.

Madame, sagte er ruhig, sie wissen ebenso gut wie ich, daß die arme Anna keine Diebin ist.

Und wer sagt Ihnen das, mein Herr?

Sie selbst haben es mir gestanden.

Die Dame warf einen höhnischen Blick nach der Seitenthür, durch die der Lieutenant von Schwarzhof das Zimmer verlassen hatte. Dann lachte sie laut auf. Dann sagte sie ernst, strenge, und Ernst und Strenge waren für den Offizier in dem Nebenzimmer gemacht, den sie als einen Zeugen für die ihr abzulockenden Geständnisse ansah.

Ich, mein Herr, hätte Ihnen etwas gestanden? Ich habe Ihnen von Anfang an gesagt, daß die Person eine Diebin ist. Wünschen Sie, daß ich es vor dem Zeugen, den Sie so vorsorglich mitgebracht haben, wiederhole, so lassen sie den Herrn hereintreten. Ich werde Ihnen dann aber in seiner Gegenwart noch mehr sagen.

Die Reihe des Lächelns war an dem Grafen.

Sie irren sich, gnädige Frau, ich habe zu dem Zwecke den Herrn von Schwarzhof nicht mit mir genommen.

Die Dame stutzte. Sie mußte ihn verstoßen von der Seite ansehen.

Er fuhr ruhig fort:

Ich kam nur, Sie um die Zurücknahme der Anklage gegen das Mädchen zu bitten, zu bitten, bevor ich zu Zwangsmitteln greife, deren ich genug habe,

auch ohne das Zeugniß, an das nur Sie gedacht haben.

Und welche Mittel wären das, mein Herr?

Zunächst mein eigenes, vollgültiges Zeugniß.

Ihr Zeugniß? Ihr eigenes Zeugniß? Ein vollgültiges? Ha, ich muß lachen! — Aber weiter, mein Herr, weiter!

Die Augen des Grafen flammten doch, auf einmal.

Weiter! sagte er. Madame, warum mußte ich vor Ihnen entfliehen? Mich vor Ihnen verbergen? Warum mit mir jener Greis, der mit mir hier ist? Ja, Madame, erbleichen Sie nur. Er ist hier! Bei mir. Als Zeuge gegen Sie, als Zeuge mit mir gegen eine — Ha, soll ich jetzt laut vor jenem Zeugen in dem Nebenzimmer sprechen? Aber fürchten Sie nicht. Noch verschmähe ich es, noch.

Die Dame war in der That leichenblau geworden. Sie rang nach Fassung. Sie fand sie nicht. Ihr Erschrecken, ihre plötzliche Angst konnte nur in Wuth übergehen.

Wohlan, Elender! rief sie. Sprich es aus, das Wort, das Du auf der Zunge hattest; verdirb mich. Ich habe auch Dich in der Hand. Ich verderbe Dich, wie Du mich. Seien wir Beide verloren, vernichtet!

Ich mit Ihnen, Madame? fragte der Graf, wie verwundert.

Du mit mir, Dieb, Räuber! Elender, gemeiner Dieb! Räuber meiner Diamanten! — Ha, da erbleichst Du!

Auch der Graf Adalbert Romfewicz war blaß geworden.

Du meintest wohl, ich hätte Dich nicht erkannt? fuhr die Gräfin fort. Ich erkenne Dich unter jeder Maske! Unter der des Räubers, der mit seinen Genossen bei mir einbricht und meine Commoden und

Secretaire öffnet, wie unter der des Mörders, der mit der Geliebten gemeinschaftlich —

Der Graf hatte sein plötzliches Erschrecken von sich abwerfen können. Er stand wieder kalt und ruhig vor der Dame, er sah sie stolz, verächtlich an.

Madame, sagte er, dieselbe erbärmliche Kunst zum zweiten Male! Erst haben Sie jenes arme Mädchen zur Diebin gemacht! Nun wollen Sie auch mich zu einem Diebe machen? Und auch wieder Ihre Diamanten sollen eine Rolle spielen? Ah, ich hätte Ihnen mehr Verstand, mehr Erfindungsgabe zugetraut.

Die Dame war erstarrt. Großer Gott, welche Verstellungskunst! rief sie. Mit weld' einem Bösewicht habe ich Gemeinschaft gehabt! Und er wollte den Edlen gegen mich spielen!

Dann brach Ihre Wuth wieder auf.

Glender, mich soll nichts mehr zurückhalten. Auch jener Zeuge soll es erfahren. In der vorigen Nacht, als ich und meine Leute im tiefen Schlafe waren, wurde bei mir eingebrochen, hier, in dieses nämliche Zimmer, in dem wir uns jetzt befinden. Meine Comoden und Secretaire wurden erbrochen. Ich erwachte über das Geräusch, dort auf jener Seite. Mehrere Menschen waren in dem Zimmer. Ich erhob mich, ich wollte entfliehen, Hülfe rufen; ich trat aus meinem Schlafgemache in den Gang. Da stand ein vierter Räuber vor mir. Ich erkannte ihn, ich rief seinen Namen. Adalbert, Adalbert! rief ich. Dein Du, ja Du warst es, der Graf Adalbert Komkewicz, der Mann —. Du entflohest, mit Dir Deine Genossen. Mich überwältigte der Schreck, die Angst, der Schmerz. Ja, noch einmal der Schmerz. Zum letzten Male für Dich. Er hat für Dich immer der Verachtung Platz gemacht.

Der Graf war vollkommen kalt und ruhig geblieben, bei jedem einzelnen Worte der Dame. So sah er ihr auch fest in die Augen.

Und als Sie wieder zu sich kamen, fragte er sie nur mit leichtem Spotte, waren Ihre Diamanten fort?

Mit einer bedeutenden Summe Geldes.

Er wurde wieder ernst und blickte ihr forschend in das Auge.

Ich glaube wahrhaftig, gnädige Frau, Sie sprechen im Ernst, Sie sind wirklich beraubt.

Elender! sagte die Gräfin.

In der vorigen Nacht?

Sie fragen noch?

Und ich soll der Thäter, Einer der Räuber sein? Wohl gar ihr Anführer?

Die Gräfin hatte nur einen Blick der Verachtung für ihn.

Er ging zu der Thür, durch welche der Lieutenant von Schwarzhof abgetreten war.

Herr von Schwarzhof, darf ich Sie bitten?

Der Offizier trat ein.

Herr von Schwarzhof, ein günstiges Geschick hat Sie mir hier zur Seite gegeben. Hätten Sie die Güte, der gnädigen Frau oder mir auf Ihr Ehrenwort als Edelmann und Offizier einige Fragen zu beantworten!

Sie werden auf mein Ehrenwort, versicherte der ehrliche, treuherzige dicke Offizier, nur die Wahrheit von mir hören.

Wohlan, Madame, soll ich, oder wollen Sie den Herrn von Schwarzhof fragen, wo ich heute Nacht, wo ich in der vorigen Nacht, wo ich die Nächte vorher war?

Und? fragte die Dame den Offizier.

Der Lieutenant legte, wie zu noch mehrerer Befräftigung die Hand auf die Brust.

Am vorigen Dienstag, meine gnädige Frau, schoß der Herr Graf sich mit — nun, Sie wissen es schon. Ich hatte die Ehre, sein Secundant zu sein. Er wurde

verwundet. Ich brachte ihn zu Hause. Am folgenden Tage, am Mittwoch, erkundigte ich mich mehrmals nach ihm. Ich konnte ihn nicht sprechen; der Arzt hatte jeden Besuch verboten. Der Bediente sagte mir, er liege in heftigem Wundfieber. So war es auch gestern, am Donnerstag. Doch theilte mir der Bediente gestern mit, sein Herr habe in einem lichten Augenblick dringend nach mir verlangt, und der Arzt habe den Besuch gestattet, aber erst nach Mitternacht; bis dahin müsse das Fieber, um dann ganz gebrochen zu sein, seinen völlig ungestörten Fortgang haben. Ich ging nach Mitternacht wieder hin, der Graf durfte mich annehmen; er war noch sehr schwach, aber fieberfrei —

Sie sahen ihn selbst? unterbrach die Dame heftig den Lieutenant.

Ich sah und sprach ihn selbst.

Diesen Herrn?

Mein Gott, ja.

In der gestrigen Nacht?

In der gestrigen Nacht.

Um welche Stunde, mein Herr?

Ich kann Ihnen auch das genau sagen. Der Befehl des Arztes war eine Gewissenssache für mich. Ich hatte nach meiner Uhr gesehen, es war gerade halb Eins, als ich in dem Hotel des Grafen ankam. Ich durfte nicht sogleich zu ihm gelassen werden. Das Fieber war zu Ende, er müsse aber noch ein Viertelstündchen ungestört ausruhen. Ich wartete. Nach einiger Zeit konnte ich zu ihm eintreten; er lag, sehr schwach und angegriffen, im Bette. — In der heutigen Nacht — die gnädige Frau sehen ihn hier vor sich.

Sie sah ihn vor sich, die hohe Gestalt, das schöne, bleiche Gesicht, den krausen, glänzend schwarzen Vollbart, den linken Arm in der Binde. So, gerade so hatte sie ihn in der vorigen Nacht vor sich gesehen, als Dieb, als Räuber, in der Gesellschaft der gemein-

sten Diebe und Räuber. Und er stand jetzt so stolz vor ihr; auch so angegriffen; sein Gesicht war bleicher geworden; man glaubte ihm anzusehen, wie er sich Gewalt anthun müsse, um sich aufrecht zu erhalten. Konnte dieser Mann jemals ein gemeiner Dieb und Räuber sein? Und hatte nicht der ehrlichste, gewissenhafteste, vollgültigste Zeuge von der Welt gerade in der vergangenen Nacht, zur Zeit des gegen sie verübten Raubes, ihn krank in seinem Bette gefunden?

Zur Zeit jenes Raubes?

Um die Mitternachtzeit war das Verbrechen bei ihr verübt. In der ersten Bestürzung hatte Niemand genau auf die Stunde geachtet. Als man später nach der Uhr gesehen, hatte diese halb Eins gezeigt. Gerade um halb Eins aber hatte der Graf in seinem Bette gelegen. Aber der Offizier hatte ihn noch nicht selbst gesehen, er hatte warten müssen.

Wie lange mußten Sie warten, bis Sie zu dem Grafen eintreten durften? fragte sie ihn.

Zehn bis fünfzehn Minuten.

Die Antwort gab ihr kein Licht. Ihr Landhaus lag eine starke Viertelmeile vom Brandenburgerthore entfernt; aber in der Nähe des Brandenburgerthores wohnte der Graf.

Alein er war schwer verwundet, krank, vom Blutverluste angegriffen. Aber hatte nicht auch der Räuber der gestrigen Nacht bleich, verwundet, den linken Arm gerade so in der Binde, vor ihr gestanden?

Alein der vornehme Polnische Graf Abdalbert Romfemicz, der ein Hotel unter den Linden bewohnte, Dienerschaft und Equipage hielt, in den ersten Gesellschaften der Residenz lebte, selber ein Haus machte, wie kam er unter die gemeinsten Diebe und Räuber von Berlin, wozu sollte er einbrechen, stehlen, rauben? Aber hatte er nicht gerade jenen Diamanten gestohlen, oder stehlen lassen, wegen deren Entwendung sie so arglistiger Weise die arme Geliebte des Grafen als

Diebin angeklagt hatte? War da nicht Rache, oder ein anderes, wenn auch bizarres Motiv, als gerade die Absicht des Diebes, denkbar? Das Uebrige, das Geld, hatten die Diebe, deren er zur Erreichung seiner Absicht sich bedienen mußte, auf ihre eigene Hand mitgenommen. Sodann, die Gräfin kannte genau die Verhältnisse des Grafen Komtewicz, konnten ihr diese nicht dennoch den Verdacht einer gemeinen diebischen Absicht liefern?

Endlich, auch das wollte ihr durch den Kopf fahren, warum hatte der Graf den Offizier mit zu ihr gebracht? Gerade, um jenes Zeugniß für ihn abzulegen, das ihr imponiren sollte, das dennoch bei der großen Gewissenhaftigkeit des Mannes wohl nicht ganz nach seinen Wünschen ausgefallen war?

Aber dagegen, warum war er denn überhaupt zu ihr gekommen? Freilich, konnte ihn nicht gerade sein böses Gewissen hergebracht haben?

Sie sah jedenfalls nicht klar. Und ihre Gedanken verwirrten sich desto mehr, je klarer sie sie machen wollte. Sie mußte in Ruhe nachsinnen.

Mein Herr, ich danke Ihnen, sagte sie zu dem Offizier, zugleich mit einer Bewegung, als wenn sie von beiden Herren verlassen zu werden wünsche.

Aber der Graf Komtewicz trat noch einmal vor sie.

Madame, daß Sie mich gezwungen haben, mich gegen den Vorwurf eines gemeinen Diebstahls vertheidigen zu müssen, darauf will ich nicht zurückkommen, ich verzeihe es Ihnen —

O, mein Herr, unterbrach ihn die Dame, die wieder heftig wurde, die Polizei und die Gerichte, denen ich die Sache übergeben habe, werden schon näher darauf zurückkommen.

Einen Augenblick verfärbte sich der Graf Komtewicz doch wieder. Dann sprach er ruhig weiter:

Wohl, Madame, auch das. Aber jenes arme, von Ihnen mit der schändlichsten Bosheit falsch angeklagte

Mädchen, um derenwillen ich hierher gekommen bin? Sollen die Gerichte die Sache noch weiter untersuchen? Sie sollen. Die Preussischen Gerichte sind gerecht und strenge, Madame!

Ich hoffe das, mein Herr!

So sei der Kampf zwischen uns aufgenommen.

Er ist es schon!

Die beiden Herren entfernten sich.

5.

Zwei Verfolgte.

Der Consistorialpräsident von Kehlhorst und seine Gemahlin waren ein zärtliches Ehepaar.

Sie saßen noch in später Nachtstunde in traulicher Unterhaltung beisammen. Ihre Unterhaltung war freilich zugleich eine wichtige.

Wir wären also einverstanden, Mathilde, Schulden werden von dem Gelde nicht bezahlt.

Mit einer Ausnahme doch, lieber Präsident.

Die Präsidentin nannte ihren Gemahl nur bei seinem Titel. Sie war es von Anfang ihrer Ehe an, schon vor dieser, so gewohnt gewesen; lieber Geheimrath, lieber Regierungsrath, lieber Assessor war er ihr gewesen; vor der Heirath Herr Assessor.

Du hast doch eine Ausnahme, liebe Mathilde?

Die Wäscherin —

Ah, die Wäscherin!

Der Präsident sagte das mit einem etwas boshaften Lächeln.

Die Präsidentin wurde dunkelroth.

Ich verbitte mir jede Auspielung.

Sie war in der That früher eine Wäscherin gewesen und eine recht hübsche und freundliche junge Wäscherin, und als solche hatte ihr Gemahl, damals Assessor, sie kennen gelernt, und sie war wohl zu hübsch und zu freundlich gegen ihn gewesen, weshalb er sie auch hatte heirathen müssen, wenn er nicht darauf verzichten wollte, noch einmal Consistorialrath und gar Consistorialpräsident zu werden. Darauf zu verzichten, verspürte er aber keine Lust in sich, weil er einen großen Vorrath von Frömmigkeit in sich verspürte.

Nun ja, also die Wäscherin! gab er seiner Gattin nach; aber auch Niemand anders.

Es wäre noch, meinte zwar die Dame, die Schneiderin und die Putzmacherin da —

Aber um des Himmels willen, Mathilde, fiel ihr der Präsident in das Wort, ihre Rechnungen sind gar zu groß.

Aber auch alt, lieber Präsident. Indes Du hast Recht, wir haben ja jetzt Geld, und wenn man das Neue, das man bei ihnen machen läßt, gleich baar bezahlt, so werden sie mit dem Alten schon gern wieder warten.

Ich freue mich, daß Du das einsiehst, meine Gute. Die Frage ist also nur, was wir zuerst mit dem Gelde anfangen.

Zu allererst, lieber Präsident, denke ich an unsern Theodor. Seine Lieutenantsgage ist so schrecklich knapp —

Aber, mein Gott, Mathilde, was willst Du? Er macht ja desto mehr Schulden!

Er muß sich dennoch so Vieles versagen, der arme Mensch. Für ihn muß ich mir vor allen Dingen wenigstens fünftausend Thaler ausbitten.

Großer Gott, Mathilde, Du erschreckst mich.

Der arme Präsident war wirklich erschrocken. Aber —

Ich bestehe darauf, erklärte die Frau Präsidentin, deren Liebling der älteste Sohn und Lieutenant Theodor war.

So sei es denn, gab der Präsident nach. Aber dafür, liebe Mathilde, wirst Du mir dann auch gestatten, daß ich meinen Weinkeller wieder hübsch assortire; er ist sehr auf das Trockene gerathen.

Gewiß, lieber Präsident; nur müßte ich ein ganz neues Anmöblement haben —

Wozu das, meine Gute?

Diese Möbel sind doch gar zu sehr veraltet —

Aber wir brauchen jetzt kein Haus mehr zu machen —

Wie, wir sollten? —

Unsere Ida ist versorgt —

Thaten es die veralteten Möbel, die durch keine neuen mehr ersetzt werden sollten, oder war es etwas Anderes? Die Präsidentin wurde auf einmal gerührt.

Ach, das arme Kind! Versorgt? Sie ist so jung und er so alt!

Aber er ist ja reich, mein Kind!

Was helfen alle Reichthümer der Welt einem jungen Herzen?

Alles, Alles! Hättest Du nicht in Deiner Jugend zu viele Lafontainische Romane gelesen — Doch laß uns weitere Dispositionen über das Geld treffen.

Es ist ein Sündengeld! Ein Schachergeld!

Mathilde, sei keine Thörin. — Du wünschtest Dir vor einem halben Jahre die beiden Trakehner Kappen des Rittmeisters von Pohe. Sie stehen zu verkaufen. —

Du wolltest, allerliebster Präsident?

Wenn sie Dir noch Freude machen.

Du machst mich unendlich glücklich.

Der Präsident kannte seine Frau; sie war vor Freude gerührt.

Sie waren ein so zärtliches Ehepaar.

Und Du, mein theuerster Präsident, fuhr sie fort, hast Dir schon so lange die stille, verschwiegene, reizende Sommerwohnung an der Fasanerie gewünscht. Wir miethen sie.

Du bist ein Engel, Mathilde. Doch horch! Was sind das für Töne?

Wo?

Hier nebenan. Hörst Du nichts?

In der That! Was mag das sein?

Es lautet so verdächtig. —

Ehe wir fortfahren zu erzählen, müssen wir beschreiben.

Die Wohnung des Präsidenten von Kehlhorst lag in der Leipzigerstraße, in der Beletage eines Hauses. Sie bestand aus dieser ganzen Beletage, die durch eine verschlossene Glasthür von dem Treppensflur getrennt war. Sie hatte aber auch noch einen zweiten Aus- und Eingang von der Dienst- oder Hintertreppe des Hauses aus. Zu dem Flur dieser Treppe gelangte man unmittelbar aus der Küche; die Treppe führte in den Hof; den Hof umschloß das Gebäude.

Der Präsident und seine Frau befanden sich in dem Familienwohnzimmer. Das Zimmer lag an einem Gange, der fast die ganze Wohnung durchschnitt, schräg gegenüber der Glasthür des Flurs. Neben ihm, von dieser Thür mehr entfernt, war das Arbeitszimmer des Präsidenten.

Der Präsident und die Präsidentin saßen in jener traulichen Unterhaltung in später Nachtzeit beisammen. Das Ehepaar war noch allein auf; die übrigen Hausgenossen hatten längst sich sämmtlich zur Ruhe begeben. Diese waren die Tochter Ida, deren Kaufgeld sie unter sich verhandelten, ein Sohn, der in die Fußtapfen seines Vaters treten wollte und schon Kammergerichtsreferendarius war, und die Domestiken.

Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, als

die beiden Ehegatten das Geräusch vernahmen, das sie in ihrem Handel störte. Sie hörten es unmittelbar neben dem Wohnzimmer in der Arbeitsstube des Präsidenten.

Es lautet so verdächtig, sagte der Präsident.

Seine Gattin schien weniger mißtrauisch oder weniger ängstlich zu sein.

Der Kanarienvogel bewegt sich in seinem Bauer, er thut es öfter in der Nacht bemerkte sie.

In der Stube war in der That ein Kanarienvogel und er erwachte auch zuweilen in der Nacht und schaukelte sich und hüpfte umher in seinem Bauer. Aber —

Das ist kein Kanarienvogel, sagte der Präsident.

Er schien Recht zu haben; man hörte ein Rischeln und Rascheln, ein Hutschen und Schleichen, ein Knistern und Knattern in dem Zimmer nebenan, aber Alles ungemein fein und leise und so ganz sonderbar. Es flog nur nicht hin und her und es fehlte das leise Summen und Zischeln, sonst hätte Jemand, der vor ein paar Abenden mit dem alten finsternen Gefangenwärter Alemann in der Stadtvoigtei Wache gehalten hätte, an jene geheimnißvolle Correspondenz der Diebe unter einander denken können.

An Diebe dachte der Präsident in der That.

Was sollte es denn sein? hatte ihn seine Frau gefragt.

Sollten Diebe in dem Zimmer sein? erwiderte er erschreckt, die ganzen funfzigtausend Thaler liegen dort in dem Secretair.

Wie sollten dahin Diebe kommen, lieber Präsident?

Warum nicht, mein Schatz?

Beide Eingangsthüren der Wohnung sind verschlossen, an der Kuchenthür habe ich selbst von innen den Riegel vorgeschoben, und ein Oeffnen der Glashür hätten wir hier nothwendig hören müssen.

Wir waren im eifrigen Gespräche, Mathilde.

Gleichviel. Und zudem, wie sollten Diebe wagen, so unmittelbar in unsere Nähe zu kommen? Das Licht in diesem Zimmer mußten sie sehen, mußten uns hier sprechen hören, ja sie müssen es noch.

O, Mathilde, wir haben seit einiger Zeit von so vielen frechen Einbrüchen hier in Berlin gehört; noch in den allerletzten Tagen. Sogar Morde!

Ja, es ist eine schlimme, gefährliche Zeit, und doch werden die Leute alle Tage frommer. Indes, lieber Präsident, um ins Klare zu kommen, sehen wir nach.

Wir sollten hinein gehen, Mathilde?

Ich denke.

Wir Beide? —

Du willst nicht mit?

Ich meinte, wir Beiden allein?

Und warum nicht?

Denke an die Morde. Es scheint eine wahre Wuth zu morden, in das Berliner Diebesgesindel gefahren zu sein; sogar unter einander bringen sie sich um's Leben.

Aber warum sollten denn gerade Diebe in dem Zimmer sein? Nur unsere Bekannten wissen von den funfzigtausend Thalern.

Es ist wahr, Mathilde. Aber —

Also!

Die Präsidentin war muthig und entschlossen aufgestanden. Sie nähete sich leise der Thür, die zu dem Arbeitszimmer ihres Mannes führte. Aber als sie an der Thür stand, schien doch ihr Muth etwas nachlassen und ihr Entschluß schwankend werden zu wollen. Ein Rubikon ist immer eine verzweifelte Sache, zumal für eine Dame, auch wenn sie früher Wäscherin gewesen ist. Sie horchte noch einmal nach dem Zimmer hin, jene sonderbaren Töne vernahm sie noch, das Huschen und Schleichen, das Knistern und Knattern; es war Alles so fein, so leise, und auf einmal kam

es ihr auch so unheimlich vor. Sie trat mit bleichem Gesichte von der Thür zurück.

Mein Gott, Präsident, das lautet so übernatürlich.

Aber da mußte der Consistorial-Präsident beinahe lachen.

Uebernatürlich! Wie kann etwas übernatürlich sein?

Aber es ist tiefe Nacht, und Du hast noch neulich an die Geistlichen den Befehl erlassen, daß sie an den persönlichen Teufel glauben und ihn predigen sollen.

Dem gemeinen Volke, mein Kind! Um Dir zu zeigen, wie wenig es irgend einen Teufelspuck geben kann — komm, wir wollen zusammen in das Zimmer gehen.

Er nahm ein Licht und ging ebenfalls an die Thür; aber seine Frau mußte ihn begleiten, und als er die Thür geöffnet hatte, sollte sie — er war wohl nur galant gegen sie — zuerst in das Zimmer treten.

Aber keiner von ihnen kam hinein.

Als er die Thür geöffnet hatte, standen in dem Zimmer zwei Kerls vor ihnen, ein großer Mann, von dessen Gesicht aber fast man nur einen großen schwarzen Bart sah, und ein kleinerer Mensch mit einem blassen Gesicht und wenigen weißen Haaren.

Beide schienen mit ihrer Arbeit in dem Zimmer fertig zu sein. Sie hatten sich drohend nach der Thür gewendet, in der das Ehepaar stand. Der Kleinere hielt ein langes Messer in der Hand.

Einen Laut, und Ihr seid des Todes! sagte er ruhig.

Es bedurfte der Mahnung nicht. Die beiden Ehegatten standen erstarrt vor Schreck; auch rufen konnten sie nicht.

Die beiden Diebe verließen ungestört das Zimmer. Welchen Weg sie weiter nahmen — weder der

Consistorial-Präsident, noch seine Gemahlin konnten es nachher sagen, der Schreck hatte sie ihrer Sinne beraubt; erst nach einiger Zeit kamen sie wieder zu sich.

Der Präsident bekam zuerst die Sprache wieder.

Großer Gott, Mathilde, was war das?

Das waren Diebe, Präsident.

Aber der Eine, Mathilde, der Größere, das Gesicht kam mir so bekannt vor, oder vielmehr der Bart, von dem Gesichte konnte man nichts sehen. Unten der Bart und oben der große alte Hut. — Wo habe ich den Bart nur gesehen?

Laß uns an etwas Anderes denken, lieber Präsident, an unser Geld —

Allmächtiger! Unsere funfzigtausend Thaler! sollten sie fort sein?

Der Secretair und die Commode stehen wenigstens offen.

In den Secretair und die Commode hatte der Präsident das Geld vertheilt gehabt. Sie waren beide leer, das Geld war wirklich fort, ganz und gar.

Hülfe, Hülfe! rief der Präsident.

Wozu rufst Du Hülfe? fragte ihn die Frau. Rufe lieber: Diebe! Räuber! zum Fenster hinaus, daß man sie draußen anhalte.

Diebe! Räuber! rief er zum Fenster hinaus. Haltet die Diebe! haltet die Räuber! sie haben mir funfzigtausend Thaler gestohlen.

Die Frau aber sagte für sich: Es war Sündengeld, Blutgeld! für unser eigenes Kind! Konnte es gedeihen?

Sie war in früheren Jahren ein einfaches Bürgerkind, eine arme Wäscherin gewesen!

Das Rufen des Präsidenten war gehört worden. In dem Hause wurde es lebendig, von innen stürzte man hinaus, von außen stürzte man hinein.

Unter den Hereinstürzenden war auch ein dicker Polizeibeamter; es war der Reviercommissarius von der Chausseestraße. Er kam keuchend herauf.

Sind Sie wirklich bestohlen?

Um baare funfzigtausend Thaler.

Waren es mehrere Diebe?

Zwei.

Wo sind sie hin?

Wissen wir es? Wir wissen nur, daß sie fort sind.

Wie sahen sie aus?

Ein kleiner und ein großer Mensch —

Ein langer?

Der Eine war ziemlich groß.

Das müssen sie sein, das sind sie.

Sie kennen sie?

Der Polizei-Inspector und ich sind schon seit mehreren Tagen einigen der gefährlichsten Verbrecher Berlins auf der Spur. Darunter ist ein sehr großer Mensch —

Mit einem großen, schwarzen Bart?

Richtig.

So war der Eine! Und, Herr Commissarius, ich habe den Bart schon früher gesehen —

Schon früher? Wo? Wo?

Ich kann mich nur in dem Augenblicke nicht darauf besinnen.

Es wird schon nachkommen. Wir wollen unterdeß hier Alles genau besichtigen und ein Protokoll darüber aufnehmen.

Ein Protokoll? fragte die Präsidentin, wollen Sie nicht lieber vorher Anstalten treffen, die Diebe zu verfolgen?

Zuerst das Protokoll, gnädige Frau, das Protokoll ist die Hauptsache. Dann folgt das Andere. Uebrigens war unten auf der Straße der Polizei-Inspector bei mir, und er wird den Burschen schon nachsetzen.

Der dicke Reviercommissarius besichtigte. Es war viel von ihm, daß er das that; denn er war nicht in seinem Revier, aber er konnte ja ein Protokoll aufnehmen.

Die Diebe waren auf dem allereinfachsten Wege in das Haus gekommen, nämlich auf dem gewöhnlichen, auf dem auch die ehrlichen Leute in das Haus und zu dem Präsidenten kamen. Sie hatten sich nur, in allerdings sehr großer Frechheit, einiger für ehrliche Leute nicht gewöhnlicher Mittel bedient. Sie hatten zuerst unten die auf die Straße führende Hausthür, dann oben die Glasthür, dann endlich die Thür zu dem Arbeitszimmer des Präsidenten jedesmal mit Nachschlüsseln geöffnet. Nachschlüssel hatten ihnen dann in dem Zimmer ihre Dienste zum Oeffnen des Secretairs und der Commode geleistet.

Die Frechheit und Berwegenheit, mit denen das Alles geschah, war so unmittelbar in der Nähe des noch wachenden Ehepaares, deren Gespräche sie vielleicht bei ihrer stillen Arbeit hatten belauschen können, waren freilich, wie gesagt, sehr große.

Der Reviercommissarius vermerkte auch das zu seinem Protokoll, das er gewissenhaft und ausführlich über Alles aufnahm.

Ueber Alles. Auch darüber, daß der Präsident das Geld erst am Tage vorher bekommen hatte und daß dies nur in seinen Kreisen, und auch in diesen nur Wenigen bekannt geworden war. Der Polizeibeamte schüttelte sehr bedenklich den Kopf dazu.

Wo er den großen schwarzen Bart gesehen, wollte übrigens dem Präsidenten auch während der Verhandlung nicht einfallen. —

Der Reviercommissarius war, wie er auch sagte, unten auf der Straße in Gesellschaft des Polizei-Inspectors gewesen, und die Beiden hatten wieder dem langen Menschen nachgespürt, der nach ihrer Meinung an dem Morde des Schenkhändlers Mettelberg Theil

genommen haben mußte. Es war ein lobenswerth beharrlicher Diensteifer.

Etwa eine halbe Stunde vorher hatte dem Inspector sein Vigilant angezeigt, daß zwei verdächtige Menschen an der Ecke der Leipziger- und Charlottenstraße herumgeschlichen seien, plötzlich seien sie verschwunden gewesen.

Bei dem Inspector war gerade sein Freund, der Reviercommissarius anwesend, sie theilten sich gegenseitig mit, was sie über den gesuchten unbekannten langen Mörder entdeckt oder eigentlich nicht entdeckt hätten.

Der eine der beiden plötzlich verschwundenen verdächtigen Menschen sei eine große Gestalt gewesen, sagte der Vigilant.

Wenn er das wäre! riefen beide Beamte.

Und Beide brachen sie sofort auf, den Verschwundenen nachzuspüren. Der Gensdarm des Inspectors mußte sie begleiten, der Vigilant mußte sie führen. An der Ecke der Leipziger- und Charlottenstraße vertheilten sie sich, um auf verschiedenen Posten zu lauern. Eine halbe Stunde mochten sie so in Dunkelheit und Stille gestanden haben, als sie auf einmal in der Nähe laut: Diebe! Räuber! rufen hörten. Der Ruf kam aus der Wohnung des Consistorial-Präsidenten. Ungefähr eine halbe Minute vorher hatten sie aus demselben Hause durch die gewöhnliche Hausthür ganz ruhig und ordentlich zwei Menschen hervorkommen sehen, die die Charlottenstraße hinunter gegangen waren, nach den Linden zu. Sie hatten auf die ruhigen und ordentlichen Menschen nicht weiter geachtet.

Auf einmal jener Ruf. Die sämmtlichen Versteckten flogen zueinander.

Wenn jene Beiden die Diebe wären! rief der ahnende Inspector. Ich und mein Gensdarm setzen ihnen nach. Du Commissarius, gehst mit meinem Vigilanten in das Haus.

So geschah es.

Die beiden ruhigen, ordentlichen Männer gingen noch hinten in der Charlottenstraße. Als auch sie den Ruf hörten, trennten sie sich schnell. Sie bogen in die Mohrenstraße ein, der Eine rechts, der Andere links.

Setzen Sie dem rechts nach! befahl der Inspector seinem Gensdarmen.

Der Gensdarm eilte rechts in die Mohrenstraße. Der Inspector folgte dem Menschen, der links in die Straße eingebogen war.

Der Mensch ging rasch, als er sich verfolgt sah, rascher. Der Inspector lief; der Mensch lief ebenfalls. Der Inspector war klein, er pustete immer etwas.

Der Mensch war groß; er war der größere der beiden Verfolgten.

Wenn es endlich der Lange wäre! dachte der Inspector, und er lief wie rasend, trotz seiner kurzen Beine und seines Hustens. Aber er konnte den Menschen nicht einholen. Er verlor ihn freilich auch nicht aus dem Gesichte.

Der Mensch lenkte in die Friedrichsstraße ein, dann in die Französische, dann in die Behrenstraße, dann in die kleine Mauerstraße. Dann war er unter den Linden.

Fünfzehn Sekunden später war auch der Polizeinspector unter den Linden. Aber jetzt sah er den Verfolgten nicht mehr, weder rechts, noch links, noch vor sich. Er sah Niemanden unter den Linden, er hörte auch nichts.

Doch, auf einmal hörte er von der Seite ein Thor öffnen. Aus dem Thor fuhr ein Wagen, in den Wagen sprang plötzlich ein Mensch, im Galopp fuhr dann der Wagen davon, die Linden hinunter.

Woher der Mensch plötzlich gekommen war, hatte der Inspector nicht gesehen. Aber —

Der Lange! rief es auf einmal in ihm. Der Verfolgte! Er ist es, ihm nach!

Er besann sich nicht lange und rannte dem Wagen nach.

Haltet ihn auf! Haltet den Wagen auf! rief er in die Nacht hinein. Aber Niemand hörte es. Der Arme konnte es nur pustend rufen und der Wagen vor ihm rasselte zu laut auf dem Straßenpflaster.

Kennen konnte der Inspector desto besser; wie um sein Leben rannte er. Und er behielt auch den Wagen im Gesichte, unter den Linden, am Opernplatze, auf der Schloßbrücke, auf der Schloßfreiheit — aber weiter nicht; der Wagen fuhr in das Schloß.

In das königliche Schloß! Der Inspector stand wie erstarrt. Er starrte das hohe Schloßportal noch an; da kam der Wagen schon zurück. Der Inspector flog an ihn heran; er riß den Schlag auf. Keine Maus war darin.

Kutscher, wen habt Ihr gefahren?

Eine Hofdame.

Dich finde ich morgen schon wieder! rief der Inspector dem Kutscher nach, und er eilte in den Schloßhof hinein. In dem Hofe standen Schildwachen umher. Er wandte sich an eine.

Stieg Jemand aus dem Wagen?

Ja.

Wer war es?

Ich weiß nicht, was es für eine Person war; sie ging durch jenen Bogen.

Der Inspector stürzte durch den Bogen. Er kam in einen zweiten Hof.

Ging hier Jemand? fiel er eine Schildwache an.

Ja.

Wer war es?

Ein Schornsteinfeger.

Ein Schornsteinfeger?

In seinem vollen schwarzen Habit.

Jetzt eben?

In diesem Augenblick.

Wohin?

Durch das Portal!

Er zeigte auf das Portal, das auf den Schloßplatz führte.

Der Inspector stürzte durch das Portal.

Hinten auf dem Platze ging ein einzelner Mensch, schon nahe an der langen Brücke. Der Inspector setzte ihm nach. Er machte seine letzten Anstrengungen. Er übertraf sich im furchtbaren Rennen.

Aber auch der Mensch rannte über die lange Brücke, in die Königsstraße, in die Poststraße, auf den Wolkenmarkt, zum Criminalgerichte, an dem Criminalgerichte vorüber in die kleine Spreegasse.

Ha, ich habe ihn! frohlockte laut der Inspector. Dort ist nur die Stadtvoigtei und die Spree. Er kann mir nicht mehr entgehen.

Wer kann Euch nicht mehr entgehen, Inspectorchen? fragte ihn eine vertrauliche Stimme.

Er wollte sich überschlagen vor Aerger.

6.

Bauberei.

Der gewandte Polizeirath hatte mit seinen Leuten nur Einen von den Dieben aus dem Keller am Dönhofsplatze gefangen. Die drei Anderen waren nach verschiedenen Seiten hin entkommen. Wegen der Entkommenen wußte sich der Polizeirath zu trösten. Sie waren ihm zu jeder weiteren Stunde sicher, so meinte er, wenigstens nach dem Fange, den er gemacht hatte.

Es war ein großer, schöner, junger Mann, der Gefangene, mit einem feinen, blassen Gesichte, einem glänzend schwarzen, krausen Barte, einem stolzen, vornehmen Wesen.

Der Pole! sagte sich der Polizeirath. Der Geliebte der Josepha Wagner! Der verwegene Dieb, der an der Spitze der frechsten Berliner Diebe steht! Von dem die Polizei dennoch seit acht Wochen nichts wußte! Vielleicht gar der Mörder in der Chausseestraße, er mit seinen Gefellen! Endlich habe ich ihn.

Verwahrt ihn sicher! befahl der Polizeirath seinen Leuten.

Einer der Polizeidiener wollte den Gefangenen binden.

Der lange Gensdarm hatte sich ihn näher angesehen.

Es ist nicht nöthig, erklärte er. Er trägt den Arm in der Binde und an der Schulter läuft ihm das Blut hinab. Teufel, er muß schon viel Blut verloren haben, er kann sich kaum mehr halten.

So war es in der That, und daß es keine Verstellung war, sah man dem bleichen, erschöpften Gesichte und der in einander knidenden Gestalt leicht an.

Der mitleidige Gensdarm nahm ihn unter den Arm, um ihn zur Stadtvoigtei zu führen.

Wo hast Du Dir denn das geholt, mein Bursch? fragte er. Haben sie Dich aus dem Fenster geworfen, oder bist Du hinausgesprungen?

Er erhielt keine Antwort. Der Gefragte sah ihn nur mit einer stolzen und stummen Verachtung an.

Der Gensdarm fragte ihn nicht weiter.

Aber der Polizeirath, der seinen Fang nicht verlassen wollte, bis er ihn sicher hinter Mauern und Riegeln der Stadtvoigtei wußte, machte sich näher an ihn.

Wie heißest Du, mein Sohn? fragte er ihn.

Er bekam gleichfalls keine Antwort, aber eine stolze Erwiderung.

Ich bin gewohnt, nur von meines Gleichen mit Du angeredet zu werden.

Der Polizeirath lachte.

Das wären Diebe.

Der junge Mann wollte auffahren, trotz seiner Schwäche. Sie hinderte ihn doch wohl daran.

Ich bin in Ihrer Gewalt, mein Herr, sagte er ruhig, und der Gewalt weiß der gebildete Mensch um so mehr nachzugeben, je roher der Ungebildete Gebrauch davon macht.

Der Polizeirath stutzte doch. Aber nur einen Augenblick. Dann sah er den Gefangenen mit seinem feinen Lächeln an, als wenn er ihm sagen wollte: Du renommirst, Bursch! Hinter Dir ist nichts.

Also Dein Name, mein Sohn? fragte er darauf trocken.

Aber auch der Gefangene sah ihn mit einem feinen Lächeln an, das zu sagen schien: Du meinst, mich zu haben, kluger Polizeirath? Du könntest Dich auch irren.

Dann antwortete er eben so trocken, wie er gefragt war:

Man nennt mich den schwarzen Nachtraben.

Und wer nennt Dich so? fragte der Polizeirath.

Meine Freunde, oder wie Sie vielleicht lieber wollen, meine Kameraden.

Wir nennen sie auch Genossen, mein Sohn, oder auch Diebes- oder Spießgesellen.

Wie es Ihnen beliebt, mein Herr.

Indessen, welchen anderen Namen führst Du noch?

Für Sie keinen.

Ah! Nun, wir erfahren ihn später noch immer früh genug. Wärest Du aber vielleicht so gütig, mein Sohn, mir das Abenteuer mitzutheilen, das

Dir diese zerbrochene oder zerschlagene Schulter eingebracht hat?

Es war ein Liebesabentheuer, mein Herr.

Ah, ah! Doch nicht mit einer gewissen Dame, die sich Josepha Wagner nennt?

Der Gefangene fuhr trotz seiner Schwäche hoch auf. Aber er wußte sich zu fassen, daß er nichts sprach.

Der Polizeirath hatte dennoch genug.

Ei, mein Sohn, Du kennst die Dame.

Er erhielt keine Antwort.

Nun, wir erfahren auch das morgen noch früh genug. —

Sie waren in der „Gefängnißexpedition“ der Stadtvoigtei angelangt.

Der Gefangene wird allein gesetzt und erhält das sicherste Gefängniß, das Sie frei haben, sagte der Polizeirath zu dem Secretair, der die Wache hatte.

Allein? erwiderte der Secretair. Er scheint schwer verwundet zu sein.

Lassen Sie ihn vorher durch den Stadtvoigteiarzt verbinden.

Ich bedarf keiner ärztlichen Hülfe, sagte der Gefangene stolz. Ich bin schon verbunden.

Er zeigte einen frischen, kunstgerechten Verband.

So lassen Sie ihn abführen.

Er soll sicher aufgehoben sein. —

Der Polizeirath ging. Er war glücklich.

Endlich, endlich! welche Reihe von Verbrechen werden da ermittelt werden! Es war arg in der letzten Zeit, und nichts war zu entdecken. Auch der Mord in der Chausseestraße. Und auch diese Verwundung muß mit einem neuen Verbrechen in Verbindung stehen! und was wird erst Alles durch die Josepha Wagner über ihn herauszubekommen sein!

Er sah im Geiste hunderte von Diebstählen, Ein-

brüchen, Raubansfällen, Morden. Er träumte die Nacht von weiteren Hunderten.

Er war ein eifriger und pflichttreuer Beamter, der Polizeirath, und namentlich Berlin verdankt ihm viel. Er wußte aber auch zur rechten Zeit seinen Eifer zu mäßigen.

Am folgenden Tage bekümmerte er sich um den Gefangenen gar nicht.

Er wird heute, sagte er, noch trotziger sein als gestern, und noch mehr den Stolzen spielen wollen. Das steigende Wundfieber bringt das so mit sich. Aber morgen hat das Fieber seine Kraft gebrochen. Morgen ist etwas mit ihm anzufangen.

Früh am andern Morgen war er auf, um früh mit seinem Gefangenen das erforderliche polizeiliche Verhör vorzunehmen.

Aber was er fand, war in allen seinen Träumen nicht vorgekommen.

Alles, was es an Beamten in der Stadtvoigtei gab, war in Aufregung.

Was giebt es? fragte der Polizeirath.

Der Gefangene ist fort.

Welcher Gefangene?

Den Sie gestern Nacht spät noch einlieferten.

Der Vermundete?

Derselbe.

Wie ist der entkommen?

Das weiß eben kein Mensch.

Man muß es wissen.

Wissen Sie, was Zauberei ist?

Wenn es Noth thut, so muß ein tüchtiger Polizeibeamter auch das wissen.

So versuchen Sie Ihr Glück.

Der Polizeirath versuchte sein Glück. Aber er entdeckte eben so wenig, was Zauberei sei, wie ein Anderer.

Der Gefangene war und blieb verschwunden. Er

war in eine der sichersten Zellen der Stadtvoigtei gebracht, zwei Treppen hoch, an einem Gange, an dem sich Gefangenwärter und Schildwachen befanden. Dort saß er hinter dicken Mauern und doppelten, festen und festverriegelten Thüren, allein, ohne alle Verbindung nach außen, mit der verwundeten Schulter und dem gelähmten Arme, die ihm jede Gewalt unmöglich machten. So hatte man ihn am Abend, bei der letzten Visitation der Gefängnisse, noch gefunden; dazu war er von einem heftigen Fieber geschüttelt.

Am folgenden Morgen war er fort, spurlos verschwunden. Und wie von ihm selbst, so war auch keine Spur davon zu entdecken, wie er entkommen war, wie er nur möglicher Weise hatte entkommen können. Die Thüren waren verschlossen und verriegelt; die Fenster und Mauern waren unverletzt. Die Beamten und Schildwachen waren auf ihren Posten gewesen, und keiner von ihnen hatte auch nur einen Schatten gesehen oder nur das leiseste Geräusch gehört. Da war Zauberei.

Für die Anderen. Für den Polizeirath doch nicht so ganz. Er sah sich die Gefangenwärter an, die in der Nacht den Dienst in der Stadtvoigtei gehabt und nicht gehabt hatten, einen nach dem andern, daß sie es merkten, und daß sie es nicht merkten. Er fand zwar auch so nichts. Aber Zauberei war dennoch nicht für ihn da, wohl jedoch ein Mißtrauen, das vor der Hand noch ohne bestimmten Gegenstand war, mit der Zeit aber doch seinen Mann schon treffen konnte.

Zwei Nächte vorher war ein anderer Gefangener auf eben so unerklärliche Weise verschwunden, Ludwig Kramer, ein schon vielfach bestraffter Dieb.

Da kann nur ein Gefängnißbeamter mit im Spiele sein! Das war das Resultat der Combinationen des Polizeirath. — Ich werde ihn schon finden! Das war seine Hoffnung, seine Zuversicht.

Er mußte zunächst nähere Nachrichten über den zuletzt Verschwundenen einziehen, den stolzen jungen Mann, der sich nur der schwarze Nachtrabe hatte nennen wollen. Josepha Wagner, das hübsche, arme Mädchen aus Posen, konnte sie ihm geben, mußte sie ihm geben. Es war hart für die Unglückliche, er mußte grausam gegen sie sein; aber es ging nicht anders.

Er begab sich zu ihr. Sie war noch im rothen Adler, in dem er sie einlogirt hatte. Die Wirthsleute versicherten ihn, daß sie seit ihrer Ankunft nicht ausgegangen sei und Niemanden bei sich gesehen habe; sie lobten das stille, bescheidene Wesen des armen Mädchens.

Der Polizeirath traf sie zwischen Furcht und Hoffnung. Mit Furcht und Hoffnung sah sie ihn an. Sie hatte nichts von dem Manne erfahren, der sie betrogen, verlassen hatte, den sie aufsuchte. Sollte der Polizeibeamte ihr Nachricht bringen, und welche? Er brachte ihr Nachrichten. Vorher fragte er sie:

Sie haben den, den Sie hier suchen, gefunden?

Nein, sagte sie traurig.

Auch nichts von ihm gehört?

Gar nichts.

So kann ich Ihnen etwas von ihm mittheilen.

Sie erbleichte, Sie wollte aufspringen, konnte es vor Zittern nicht.

Wo ist er?

Ich habe ihn am vorgestrigen Abende verhaftet.

Großer Gott!

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Mit anderen Dieben, fuhr der Polizeirath fort, mit den verwegensten der Residenz.

Die arme konnte nicht sprechen.

Er hat sein Posener Geschäft hier fortgesetzt, sagte der Polizeirath weiter. Nicht wahr, so ist es?

Sie antwortete nicht.

Sie können über ihn offen zu mir sprechen, es kann ihm nicht mehr schaden, es erwartet ihn jedenfalls eine sehr hohe Strafe.

Sie antwortete ihm dennoch nicht. Ihre Hände bedeckten noch immer das still weinende Gesicht.

Der Polizeirath mußte grausamer werden.

Er ist sogar eines Mordes, eines schweren Raubmordes, verdächtig. Ich bedaure, daß ich es Ihnen sagen muß; er ist nicht mehr zu retten.

Sie sprang auf; sie zeigte ihm das schmerzlichste Gesicht von der Welt.

Mörder! rief sie. Ja, ja! — Er hatte mir versprochen, geschworen, ein Anderer zu werden, für mich, für unser Kind! Ich hatte ihm geglaubt!

Er war also schon in Posen Verbrecher? fragte der Beamte.

Nicht in Posen, in Warschau lernte ich ihn kennen.

Ah, da war er in einer guten Schule und in einer noch besseren Uebung. Theilen Sie mir Näheres von ihm mit.

Nein, nein, wehrte sie ab.

Aber wie Sie ihn kennen lernten? Unter welchem Namen?

Er nannte mir nur seinen Vornamen Woiczek.

Woiczek ist der Polnische Name für Adalbert?

Ja.

Gab er Ihnen nichts über seine Herkunft an?

Nur Andeutungen.

Welcher Art?

Er sagte manchmal, daß er von vornehmer Geburt sei.

Sprach er nichts Genaueres darüber?

Nein.

Wie lernten Sie ihn kennen?

Ich diente in Warschau in dem Ladengeschäft eines Handschuhmachers. Ich bin eine arme Waise. Ein Onkel in Warschau hatte mich dahin kommen lassen.

In den Laden kam Woiczek zuweilen. So lernte ich ihn kennen.

Zu welchem Zweck war er in den Laden gekommen?

Um sich Handschuhe zu kaufen.

Er lebte auch als vornehmer Herr?

So schien es. Ich sah ihn oft in Gesellschaft von Herren, aber meist von solchen, über die man nicht viel Gutes hörte.

In welcher Art?

Sie sollten spielen, herumschwärmen —

Und?

Sie antwortete wieder nicht.

Ah! sagte der errathende Polizeibeamte. Und so lebte auch er?

Er versprach mir, sich zu bessern.

Und zuletzt?

Zuletzt mußte er flüchten; auf einmal auch eine Menge von jenen jungen Herren.

Weshalb?

Fragen Sie mich nicht danach.

Bei der Flucht versprach er Ihnen wohl Besserung?

Ja. —

Der Polizeirath hatte vorläufig genug, das Weitere war durch Correspondenz mit der Warschauer Polizei zu erhalten. Es dauerte nur etwas lange; man hatte damals noch keine Telegraphen und keine Eisenbahnen. Aber bis zur Wiederergreifung des Verfolgten selbst hatte es Zeit mit jenen Nachrichten über ihn, und die Wiederergreifung war nur durch Mittel und Wege in Berlin zu bewirken.

Der Hofrath, der grüne August, der lange Wilhelm — einer von diesen drei, der ganzen Berliner Polizei bekannten Dieben mußte unzweifelhaft in den nächsten Stunden zu fassen sein, und dann war auch

die Spur des aus der Stadtweigtei Entkommenen wieder aufgefunden.

Aber von dem Hofrath war gar nichts zu hören und zu sehen, und der grüne August und der lange Wilhelm wurden am zweiten Tage nachher als Leichen aus der Spree herausgefischt.

Doch — dem Polizeirath schoß auf einmal ein sonderbarer Gedanke durch den Kopf, als er die beiden Leichen sah. Er wollte beinahe aufjubeln.

In Warschau lernen sie viel; auch ein Menschenleben für nichts achten; auch ein halbes Duzend nicht, wenn es sein muß.

Er fuhr auf der Stelle zur blonden Ida.

Blonde Ida, hast Du Nachricht von Deinem langen Wilhelm?

Nein, Herr Polizeirath.

Sie sagte es wahrhaftig unschuldig.

Aber ich habe welche.

So, sagte sie gleichgültig; sie vermuthete eine polizeiliche Falle.

Er ist todt!

Sie erschrak doch.

Warum wollen Sie mich ängstigen, Herr Polizeirath?

Ich spreche die Wahrheit. Er und der grüne August. Man hat sie Beide in der Spree gefunden, ich komme so eben von ihren Leichen, sie sind ermordet.

Auch ein Polizeibeamter kann so wahr sprechen, daß auch ein Dieb die Wahrheit erkennt.

Das Mädchen konnte nicht mehr zweifeln. Sie weinte.

Er war ein guter Mensch, Herr Polizeirath.

Für Dich gewiß. Darum hilf mir, die Spur seines Mörders zu finden.

Ihre Liebe war schon auf demselben Wege.

Aber ich kann auf Niemanden rathen, Herr Polizeirath.

Wann hast Du ihn zum letzten Male gesehen?

In der Nacht, als ich bei Ihnen war.

Um welche Stunde?

Gegen zwei Uhr Morgens.

Woher kam er.

Der grüne August war bei ihm. Sie waren sehr eilig, sie sagten, sie kämen vom Dönhofsplatz, wo der schwarze Nachtrabe arretirt sei. Sie seien dadurch in großer Gefahr.

Weiter!

Sie nahmen Brod von mir mit, da sie sich in der ersten Zeit nicht sehen lassen durften. In der zweiten Nacht sollte ich zu ihm nach dem Windmühlenberge kommen, um ihnen neue Lebensmittel zu bringen; nicht früher, da in der nächsten Nacht noch Alles nach ihnen auf den Beinen sein werde.

Du gingst hin?

Erst spät in der Nacht. Allein fürchtete ich mich; ich nahm die braune Fette mit. Sie hatte nicht früher Zeit. Wir fanden auf dem ganzen Berge keinen Menschen.

Ihr hörtet auch nichts von ihnen?

Doch. Als wir zu der Stadt zurückkehrten, begegnete uns ein Mann, der uns fragte, ob wir Jemanden suchten. Wir sagten ja. Da meinte er, es seien vor einer halben Stunde vier Männer von dem Windmühlenberge her nach der Wollankstraße zu gegangen. Wir fragten, wie die Männer ausgesehen hätten. Er sagte, Einer sei sehr groß gewesen, weiter habe er nicht auf sie geachtet; alle Vier seien still und rasch gegangen.

Der Polizeirath hatte auch hier nur wenig, aber genug. —

Vier! Das waren die beiden Ermordeten, und der Hofrath und der Pele, die Mörder. Er mußte sich

ihrer entlebigen, sie waren ihm zu roh, zu leichtsinnig; er konnte, er mußte durch sie verrathen werden. Der Hofrath ist ein feinerer, zuverlässigerer Bursch. An einem Menschenleben war ihm nichts gelegen; er war in Warschau, und dort in guter Gesellschaft gewesen.

Er mußte den Menschen haben. Aber es war ein äußerst gewandter Mensch, den er haben mußte. Acht Wochen lang hatte er die verwegensten Verbrechen ausgeübt, ohne daß die Polizei nur seine Existenz erfahren hatte. Und jetzt, nachdem er der beiden, ihn gefährdenden Genossen sich entledigt hatte, wußte von ihm nur noch ein einziger Mensch, der nicht minder verschlagen und dessen Aufenthalt ebenso unbekannt war. Wo war der eine, wo war der andere zu suchen? Er sann vergebens nach, der kluge Polizeirath.

Aber er vergaß darüber nicht, wovon er ausgegangen war.

Kann ich den letzten Entkommenen nicht finden, wo ist der Dieb Ludwig Kramer geblieben?

Die Polizei hatte diesem längst nachgeforscht, aber vergebens.

Früh am Morgen nach seinem Entweichen aus der Stadtvoigtei war er bei seinem kranken Weibe erschienen. Sein Kind hatten sie schon begraben; er hatte auch dessen Leiche nicht mehr gesehen. Seine Frau sah er noch lebend, aber nur eine halbe Stunde lang. Dann drückte er ihrer Leiche die Augen zu. Seitdem hatte Niemand ihn wieder gesehen, Niemand von ihm gehört. Bei dem Leichenbegängniß der Frau hatte die Polizei die Wohnung umstellt, in den Nächten darauf das Grab, den Kirchhof. Die Polizei muß roh in das Heiligste des Menschen hineingreifen. Es war vergeblich gewesen.

Auch der Polizeirath mußte darauf verzichten, seine Spur zu finden, wenn nicht der Zufall sie ihm lieferte und der Zufall ist zwar oft ein guter Freund

der Menschen und der Polizei; aber wer sich auf ihn verläßt, der ist verlassen. Das wußte auch der Polizeirath, und wie viel Glück er hatte, er verließ sich nie auf sein Glück allein. Er combinirte immer und er handelte immer. So auch jetzt weiter.

In der Stadtvoigtei ist ein fauler Fleck. Ich muß wissen, wo der sitzt.

Auf geradem Wege erfuhr er es nicht. Auf directes Anfragen, zumal nach oben, erst recht nicht. Das ist eben das Wesen der bureaukratischen Controlen — und sie sind nirgends mehr als in Preußen — daß Alles controlirt und nichts gesehen wird. Er mußte leise und vorsichtig bald hier, bald dort hin und her fragen.

Da erfuhr er zuerst eine wichtige Thatsache: Der Polizeipräsident war vor einigen Tagen plötzlich zu dem Polizeiminister beschieden. Er war mit dem Minister zurückgekommen. Der Präsident war verlegen, der Minister sehr kalt, verstimmt, verletzt gewesen. Der Präsident hatte den Minister in die Stadtvoigtei führen müssen. Niemand hatte ihnen hinein folgen dürfen. Sie waren lange darin geblieben. Kein Mensch wußte, was sie dort gethan hatten.

Da lag ein Geheimniß vor, und ein ganz besonderes. —

Und die Beiden waren ganz allein? fragte der Polizeirath seinen vertrauten Erzähler.

Nur der alte finstere Alemann begleitete sie, von dem noch kein Mensch jemals ein Sterbenswort erfahren hat.

Der Gefangenwärter Alemann? Ja, der Mann ist verschlossen, wie das Grab! Das mußte auch der Polizeirath sagen. Aber ich habe dem finsternen, verschlossenen Menschen nie getraut, mußte er sich hinzusetzen.

Und auf einmal — er wußte selbst nicht, wie und warum — hatte jenes unbestimmte, gegenstandslose

Mißtrauen sich auf einen bestimmten Gegenstand geheftet.

Der finstere Gefangenwärter mußte um das Geheimniß wissen. Er mußte denn auch um Anderes wissen. Dazu kam, daß der Besuch des Ministers gerade am Morgen nach dem Entweichen des verwundeten Gefangenen stattgefunden hatte. Der Gefangene hatte gegen seine Warschauer Geliebte Andeutungen einer hohen Geburt gemacht; der Polizeirath selbst hatte sein stolzes, hochfahrendes Wesen kennen gelernt. Wie, wenn er wirklich einer vornehmen Familie angehörte, und mit Rücksicht auf diese — entkommen war? Der Polizeipräsident war verlegen, der Polizeiminister, der erst hinterher von der Sache erfahren hatte, war verletzt gewesen!

So combinirte der kluge Polizeirath.

Allzu scharf macht auch wohl schartig.

Aber dann war der Entschwundene schwerlich mehr da. Der Mörder aus der Chausseestraße war entkommen! Indessen wer konnte auch das wissen? War nicht wenigstens noch in der Nacht des Entweichens jener Doppelmord an den beiden unzuverlässigen, gefährlichen Genossen verübt?

Der Gefangenwärter Alemann mußte beobachtet werden. Entdeckte sich so nur Etwas, es konnte zu Weiterem führen.

Der Polizeirath hatte Zutritt in die Stadtvoigtei bei Tag und bei Nacht, und auf welchem Wege er wollte, offen und geheim.

Ich setze einmal eine Nacht daran, sagte er für sich. Eine Nacht muß es sein. Bei Tage wachen zu viele Augen.

Er ließ durch einen Beamten des Criminalgerichts für eine Nacht in der Stadtvoigtei sich einschließen. Kein Gefängnißbeamter und kein Beamter des Polizeipräsidentiums wußte darum.

Er kannte alle Theile und alle Gänge und Irr-

Der Gefangene der Stadtvoigtei. II.

6

gänge des unregelmäßig und wirr genug zusammengebauten Gebäudes, oder vielmehr Complexes einer Anzahl von Gebäuden.

Er mußte sie in der Stille und unter dem Schatten der Nacht unbemerkt zu durchstreifen. Er mußte das auf gut Glück. Einen Mittelpunkt, der ihn das Ganze übersehen oder beobachten ließ, gab es nicht. Er sollte Glück haben.

Er hatte für eine Zeitlang an einer Stelle sich aufgestellt, die ihn in ein paar Gänge hinein, und ein paar Treppen hinunter blicken ließ. Ein dunkler Winkel, entfernt von den Ganglaternen verbarg ihn. Die tiefste nächtliche Stille des ganzen Hauses, nur unterbrochen von dem einförmigen Gange einzelner Schildwachen, umgab ihn. Auf einmal vernahm er einen anderen Tritt. Ruhig, langsam, vielleicht auch wachsam und vorsichtig, kam Jemand eine Treppe herunter, also aus den obersten Theilen des Gebäudes. Es war schon Mitternacht vorbei. Der Polizeirath hatte Niemanden hinaufgehen hören. Wer konnte da herunterkommen? Er verbarg sich sorgfältiger in seinem Versteck.

Der Schritt hatte den Flur erreicht, auf dem der Polizeirath stand. Er mußte sich nach rechts biegen, wenn er weiter die Treppe hinuntersteigen wollte. Er bog nach links. So mußte er an dem Polizeirath vorbei.

Selbst dem Polizeirath klopfte das Herz im Leibe, als er den Vorübergehenden sah. Es war der alte, finstere, schweigsame Gefangenwärter Alemann. Der Mann ging, eine Laterne in der Hand, wirklich wachsam, vorsichtig. Der Polizeirath hielt seinen Athem an, um sich nicht zu verrathen. Das Herz klopfte ihm freilich etwas stärker.

Der Gefangenwärter sah ihn nicht. Er ging tiefer in den Gang links hinein.

Wohin wird er gehen? Folgen darf ich ihm nicht.

Er würde jede Bewegung hören. Nachblicken konnte er ihm freilich.

Aber der Gefangenwärter durchschritt den Gang und dann in einen zweiten und war den Augen des Polizeiraths verschwunden.

Sehen kann er auch nicht mehr, aber hören.

Der Polizeirath durfte noch immer seinen Posten nicht verlassen. Er horchte desto angestrongter.

Der Gefangenwärter war in dem zweiten Gange nicht weit gegangen, da sammelte sich sein Schritt, und leise wurde eine Thür geöfnet. Dann war völlige Stille.

Ich muß es wagen!

Leise, unhörbar folgte der Polizeirath. Er durchschritt den ersten Gang, blieb an dessen Ende stehen und forschte und lauschte in den zweiten hinein. Er sah nichts; aber er hörte leises Sprechen. Es war sehr leise, es konnte nur durch eine Thür kommen, die mindestens angelegt war.

Ich kann also näher hingehen. Ich verliere ja auch wohl jetzt nichts mehr, wenn ich entdeckt werde.

Er ging näher hinan. Da vernahm er, daß zwei Stimmen mit einander sprachen. Die eine war die Stimme des Gefangenwärters, die er sehr wohl kannte; die andere war eine Frauenstimme, die er nicht kannte.

Verstehen konnte er nichts.

Er mußte aber auch verstehen. Die Beiden sprachen geflüstert leise, in der einsamen Mitternacht. Wer war die Frau? Welches Geheimniß hatte der alte Gefangenwärter mit ihr?

Er ging noch näher, bis drei Schritt zu der Thür, durch welche die Stimmen kamen. Die Thür war im Schloß.

Es war eine sanfte, weiche Frauenstimme, die mit dem Gefangenwärter sprach.

Der Polizeirath verstand auch einzelne Worte, aber nur einzelne.

Um Drei? Nicht früher? fragte die Frau.

Früher nicht, antwortete der Gefangenwärter.

Die Frau fragte wieder etwas. Der Polizeirath verstand es nicht.

Aber was darauf geantwortet wurde, verstand er wieder deutlich.

Dann kommt er zurück, sagte der Gefangenwärter.

Es wurden noch weitere Worte gewechselt. Der Polizeirath verstand sie nicht.

Darauf rasselten Schlüssel an der Thür.

Er kehrt zurück!

Der Polizeirath wollte sich entfernen.

Es war zu spät.

Der Gefangenwärter war rasch in die Thür getreten.

Der Polizeirath konnte sich nur noch schnell genug umdrehen, als wenn er, anstatt den Gang verlassen zu wollen, so eben in ihn hereingetreten sei. So begegnete er dem Gefangenwärter.

Der alte, finstere Mann erschrak dennoch heftig.

Der Polizeirath war desto unbefangener.

Von wem kommen Sie da, Aemmann?

Von einer Gefangenen.

So spät?

Ich visitirte die Gänge, und als ich an ihrer Zelle vorbeikam, hörte ich sie drinnen klopfen.

Und da gingen Sie zu ihr hinein?

Um ihr das nächtliche Geräuschmachen zu verbieten.

Ah! Wie heißt die Gefangene?

Anna Hausmann!

Sitzt sie allein?

Ja.

Schließen Sie mir wohl ihre Zelle auf?

Der Gefangenwärter konnte es dem Polizeirath, der zu jeder Zeit zu jedem Gefangenen eintreten durfte,

nicht verweigern. Er schloß die Thür wieder auf, die er eine Minute vorher zugeschlossen hatte.

Und ließen mich auch mit der Gefangenen allein? Auch um Ihre Laterne bitte ich.

Der Gefangenwärter mußte weiter gehorchen. Er trat in den Gang zurück.

Der Polizeirath schloß die Thür hinter ihm zu.

Dann sah er sich in der Zelle um.

Eine einzelne Gefangene war darin. Ein junges, schönes Mädchen, mit einem außerordentlich sanften und weichen Gesichte. Sie war bei dem Eintritte des fremden Mannes erschrocken, aber sie hatte sich bald gefaßt.

Sie heißen Anna Hausmann? fragte sie der Polizeirath.

Ja.

Woher?

Aus Polen.

Teufel! mußte der Polizeirath überrascht ausrufen, als wenn er sagen wollte, kommt denn jetzt ganz Polen nach Berlin?

Welchen Standes? fuhr er in seinen Fragen fort. Dienstmädchen.

Hm! — Er war zum zweiten Male überrascht. Das Aeußere der Gefangenen mußte ihm nichts weniger als eine Dienstmagd angezeigt haben. Hatte er sie doch nicht einmal mit Du anreden mögen.

Weshalb sitzen Sie hier?

Ich bin des Diebstahls angeschuldigt.

Sie mußte tief erröthen, als sie es sagte.

Sie? fragte der Polizeirath, als wenn er sich zum dritten Male verwundere. Vielleicht wollte er auch nur ihr Zutrauen gewinnen. Er hätte diesen Zweck erreicht, wenn er nicht selbst seine Sache wieder verdorben hätte. Ja, er selbst, der kluge, gewandte Polizeirath.

Ich bin in der That unschuldig, sagte die Gefangene schnell.

Erzählen Sie mir. Sie sehen, daß ich Beamter bin. Der Beamte hat die Unschuld, wie die Schuld zu erforschen.

Sie begann zu erzählen, konnte aber nur beginnen.

Ich diene in der Louisenstraße, in einem Hause, in das für wenige Tage eine fremde Dame einzog.

Wie hieß die fremde Dame? fragte der Polizeirath.

Gräfin Luberska.

Gräfin Luberska?

Der Polizeirath rief es mit einem solchen Ausdrucke der Ueberraschung und Verwunderung und durch Stirn und Auge flog ihm auf einmal eine solche Reihe von Combinationen, daß das Mädchen unwillkürlich erschraf. Es war ein Fehler des Polizeiraths.

Erzählen Sie weiter, drängte er:

Aber die Gefangene war mißtrauisch geworden, sie hatte sich in sich zurückgezogen, wie eine Schnecke in ihr Haus.

Die Gräfin, fuhr sie kalt, einsilbig, behutsam fort, beschuldigte mich gleich am andern Morgen, ihr ihre Diamanten gestohlen zu haben.

Und Sie waren unschuldig?

Völlig.

Wurden die Diamanten gefunden?

Bei mir.

Wie waren Sie in ihren Besitz gekommen?

Die Gräfin selbst hatte sie boshafter Weise in meine Kammer gelegt.

Um Sie fälschlich als die Diebin anzugeben?

Nur darum.

Aus welchem Motive?

Ich weiß es nicht, sagte die Gefangene, aber zögernd.

Das haben Sie auch so Ihrem Inquirenten an-
gegeben? fragte der Polizeirath.

Ja.

Damit werden Sie sich ins Zuchthaus bringen.

Das Mädchen konnte nur heftig zittern. Die Leichenblässe ihres Gesichts sagte: Ich weiß das! während ihre Lippen schwiegen.

Sie haben auch für mich keine andere Antwort? fragte der Polizeirath weiter.

Nein!

Die Antwort war eine feste, entschiedene. Diesen Gegenstand mußte der Polizeirath fallen lassen. Durch jene Verwunderung hatte er das Vertrauen der Gefangenen verloren; er sah es selbst ein.

Was wollte vorhin der Gefangenwärter bei Ihnen? fragte er. Er wollte sie nur noch in Widersprüche verwickeln. Auch das sollte ihm nicht gelingen. Die plötzliche Frage steigerte nur das schon in ihr wache Mißtrauen.

Er wollte durchaus nichts von mir, mein Herr.

Und warum war er bei Ihnen?

Mein Herr, ich werde darüber morgen meinem Inquirenten Auskunft geben, wenn er sie von mir verlangt.

Das war noch fester und entschiedener gesprochen.

Für den Polizeirath war nichts mehr zu machen. Er verließ die Zelle und ließ sie durch den Gefangenwärter wieder verschließen.

Aber er hatte, wenn auch wieder nur wenig, doch wiederum genug, um weiter combiniren und danach weiter handeln zu können.

Sie hat die Diamanten nicht gestohlen. Das ist zunächst klar; man sieht es ihr auf den ersten Blick an. Die Gräfin hat sie also falsch demuncirt. Aber warum? Sie will es nicht sagen. Sie bringt sich durch das Schweigen ins Zuchthaus. Sie weiß es. Warum schweigt sie dennoch? Zwischen Frauen ist die

mächtigste Leidenschaft die Eifersucht. Sollte die Gräfin auf die Dienstmagd eifersüchtig sein? Oder gar diese auf jene? Warum nicht? Aber muß sie denn nothwendig bloß eine Dienstmagd sein? Wer ist dann der Gegenstand ihrer Eifersucht? Mit dem Grafen Luberski hat sich vor einigen Tagen ein Graf Komtewicz geschossen. Polen, immer Polen! Aber das könnte nur Mann und Frau angehen, nicht diese Gefangene. Da muß noch etwas Anderes sein. Ich werde es schon erfahren — morgen. Jetzt gilt es diese Nacht. — Wer sollte um drei Uhr zurückkommen? Die Gefangene wollte etwas von ihm. Er muß also in die Gefängnisse zurückkommen, in die Stadtvoigtei. Um drei Uhr heute Nacht? Wahrscheinlich. Sie war dringlich. Ich muß wissen, wer es ist. Hier im Innern der Stadtvoigtei erfahre ich es nicht, es führen an zwanzig Thüren hinein, und der Gefangenen wird, jezt, da ich hier war, der alte, finstere Schurke um drei Uhr weder eine Nachricht, noch sonst etwas bringen. Von außen, von der Straße her, führen nur drei Eingänge in die Gebäude, auf dem Molkenmarkte kann man sie alle drei übersehen. Hin zum Molkenmarkte!

So beschloß er.

Gefangenwärter Alemann, ließen Sie mich wohl aus dem Gebäude hinaus?

Zu Befehl, Herr Polizeirath.

Gute Nacht, lieber Alemann. Ich freue mich, dem Herrn Polizeipräsidenten morgen die Anzeige machen zu können, was für einen wachsam und pflichtgetreuen Beamten er an Ihnen hat.

Der Herr Polizeirath sind sehr gütig.

Im Herzen, sagte der Polizeirath: Warte, Spitzbube, morgen fasse ich Dich.

Der finstere Gefangenwärter aber sprach zu sich: Noch hast Du mich nicht, superkluger Polizeirath. Es giebt auch noch andere Leute, die Verstand haben.

Mit jenen Worten, mit diesen Gedanken trennten sie sich.

Der Gefangenwärter blieb in der Stadtvoigtei. Was er dort machte, wir wissen es nicht.

Der Polizeirath blieb auf dem Mollenmarkte.

Ob ich mir Succurs hole? sprach er mit sich. Ich brauchte nur die paar Stufen zu dem Polizeipräsidium hinauzusteigen und an das Fenster der Ordonanzstube zu klopfen. Aber es handelt sich hier jedenfalls um ein Geheimniß, das ich auch für mich verderben könnte, wenn ich es an die große Glocke schlage. Es soll ja auch nur ein Mann kommen, mit dem ich schon werde fertig werden. Und entgehen kann er mir unter keinen Umständen. Da sind nur diese drei Thüren, die zu den Gefängnissen führen. Hier in der Mitte das gewölbte Thor. Dort links die Thür des Polizeipräsidioms. Da rechts die des Criminalgerichts. Hier unter der Wölbung des Thores bleibe ich. Hier kann Niemand mich sehen, und ich übersehe die beiden andern Thüren und bin mit fünf Schritten an jeder. Es wäre noch ein vierter Eingang da, durch das Amt Mühlenhof. Aber dazu gehören vier Schlüssel, um in die Stadtvoigtei zu kommen. Die hat weder der alte Spitzbube sammtlich, noch sonst Jemand. In der kleinen Spreegasse ist auch noch die kleine Remisenthür. — Pah, die kennen nur die wenigen Beamten des Depositoriums. —

Er blieb unter dem bedeckten Thorwege. Dort hatte er alle die Vortheile, die er sich vorrechnete. Er konnte selbst nicht gesehen werden, dagegen den ganzen Mollenmarkt und alle Eingänge zur Stadtvoigtei übersehen, selbst mittelbar den in der kleinen Spreegasse, denn auch der einzige Eingang zu dieser war in seinem Gesichtskreise.

Es schlug ein Viertel auf dem Thurm der Nicolaitirche ihm gerade gegenüber. Es war ein Viertel auf drei. Drei Viertelstunden mußte er also noch

warten, eine lange Zeit für seine Ungeduld. Aber ein Polizeibeamter muß Alles, auch geduldig in Ungeduld warten können.

Ihm die Zeit zu vertreiben, wollte nichts kommen; auf dem ganzen Mollenmarke blieb es still und leer. Nicht einmal eine Ratte wollte aus den Straßenrinnen hervorkommen, und in das Polizeipräsidium wurde kein Obdachloser und kein Betrunkener gebracht.

Verdammt langweilig, sagte der Polizeirath.

Es schlug halb drei Uhr.

Still und leer blieb es um ihn wie vorher.

Diese Geduld muß belohnt werden, seufzte er.

Es schlug drei Viertel auf Drei.

Jetzt aufgepaßt.

In der That, es ließ sich etwas, wenn auch nicht sehen, doch hören. Ein Schritt kam die Poststraße herauf, von der Königsstraße her; es war ein leichter, flüchtiger Schritt. Ein zweiter, schwererer, aber nicht minder eiliger, schien hinter ihm her zu kommen.

Da wird einer verfolgt, sagte der Polizeirath. Der, den ich erwarte, kann es schwerlich sein. Wenn er es dennoch wäre? Wer Teufel kennt denn das Geheimniß? Doppelt aufgepaßt! Aber alle Wetter, welcher Pusten und Schnauben kommt denn da mit den Beiden heran? Kenn ich es nicht? Ist das nicht der kleine, dicke Inspector? Er wäre also der Verfolger? Das muß etwas Wichtiges sein. Vielleicht gar sein baumilanger Mörder, den er noch immer sucht! Pausen kann der Mensch wenigstens, als wenn er Siebenmeilenstiefel trüge. Da ist er! Wie? Ein Schornsteinfeger? Und wahrhaftig, da ist auch der dicke Inspector. Was mag der mit dem Schornsteinfeger haben? Ob ich ihm zu Hülfe komme? Pah! Er ist ja doch immer eifersüchtig auf mich. Er wäre im Stande mich zu arretiren, anstatt des Verfolgten, bloß damit ich diesen nicht anhielte. — Aber was ist das? Der Mensch rennt geradeweges auf das Criminalgericht

zu! Was will er dort? Und nun gar in die kleine Spreegasse? In eine Sackgasse? Die nur in die Spree oder in die Stadtvoigtei führt? Durch jenes kleine Remisenpförtchen? Höll und Teufel, wenn es mein Verfolgter wäre? Ihm nach!

Der Polizeirath verließ seinen Platz unter dem gewölbten Thore vor der Stadtvoigtei.

Gerade kam der dicke Inspector an ihm vorbei gerannt.

Er rannte ihm nach.

Der verfolgte Schornsteinfeger rannte vor ihnen Beiden her — vorüber an dem Criminalgerichte, in die kleine Spreegasse.

Vorüber an dem Criminalgerichte rannten die beiden Beamten.

Ha, ich habe ihn! Er kann mir nicht mehr entgehen! frohlockte der Inspector.

Er erreichte die kleine Gasse und blieb wie erstarrt an ihrem Eingange stehen.

Fünf Sekunden vorher hatte er noch fünfzehn Schritte vor sich den Verfolgten gesehen. Jetzt sah er nichts mehr, Nichts mehr als die nackten Mauern eines großen Hauses links in der Gasse, und die nackten Seiten der Stadtvoigtei rechts, und in der Mitte die Steine der Straße, die er reglos fragte, ob sie vielleicht sich geöffnet und den Verfolgten aufgenommen hätten.

Hinter ihm erreichte der Polizeirath die kleine Gasse. Er blieb hinter ihm stehen, aber nicht erstarrt.

Auf dem NicolaiKirchthurme schlug es drei Uhr.

Doch die Remisenthür! sagte der Polizeirath leise.

Laut fragte er den Polizeinspector:

Wer kann Euch nicht mehr entgehen, Inspectoren?

Der Inspector wollte sich überschlagen vor Aerger.

Der Polizeirath hätte in die Höhe springen mögen vor Vergnügen.

Wo ist der Mensch geblieben? fragte der Inspector.

Wißt Ihr, was Zauberei ist, Inspector? fragte ihn der Polizeirath.

Der Inspector wußte es nicht.

Der Polizeirath glaubte jetzt es zu wissen.

7.

Der Satan der Widersprüche.

Ja, ja, sagte am andern Morgen der Polizeirath zu sich selber, der Schornsteinfeger kann nur in die Stadtvoigtei verschwunden sein, durch das kleine Remisenpfortchen in der Spreegasse. Und hineingelassen hat ihn nur der alte Almann. Es war gerade drei Uhr. Dann hatte er ihn auch vorher hinausgelassen. Und wie oft mag das schon so passirt sein. Es ist auch schon anderswo vorgefallen. Und von den Vinden her wäre er gekommen, wie der dicke Inspector sagte; und dann aus dem königlichen Schlosse. Und unmittelbar vorher war bei dem Consistorialpräsidenten eingebrochen. Und mit der Anna Hausmann ist er bekannt, die der Gräfin Luberska die Juwelen gestohlen haben soll. Hätte sie sie doch gestohlen? Sie waren bei ihr gefunden, und in der vorgestrigen Nacht sind sie der Dame nochmals, oder erst recht, gestohlen. Teufel! Und in derselben Nacht sind am Unterbaum der grüne August und der lange Wilhelm in die Spree geworfen, und bei der Luberska waren vier Diebe, und bei dem Consistorialpräsidenten nur zwei. Alle Wetter,

welch' eine Reihe von Combinationen knüpft sich da zusammen. Und dazu der verletzte Polizeiminister und der verlegene Polizeipräsident! Wen hat der Allemann in die Stadtvoigtei hineingelassen?

Man sieht, der Polizeirath wußte viel, und er suchte noch mehr zu erfahren.

Er sann darüber nach.

Der gerade Weg ist der beste, war zuletzt das für das Nachdenken eines Polizeibeamten etwas wunderliche, Resultat. Ich gehe zum Polizei-Präsidenten und theile ihm Alles mit; der Inspector hatte ohnehin schon gleichfalls Verdacht, und er darf mir nicht zuvorkommen.

Er konnte indeß seinen Vorsatz wenigstens nicht sofort ausführen. Eine Ordonnanz befahl ihn schleunig zum Polizeiminister; er mußte dem Befehle auf der Stelle nachkommen.

Der Minister empfing den gewandten, verschwiegenen Beamten, dem er schon so Manches anvertraut hatte, der auch schon so manchmal sein Helfer in der Noth gewesen war, mit voller Herablassung.

Auch ein Polizeiminister kann seine Noth haben, eben sowohl, wie ein Justizminister, und wenn sie in Noth sind, sind alle Minister herablassend.

Lieber Polizeirath, haben Sie schon von einem Grafen Drczakow gehört?

Nein, Euer Excellenz.

Besinnen Sie sich; es ist mir viel daran gelegen.

Im Königreich Polen liegt ein Städtchen Drczakow oder Dczekow; sonst habe ich diesen Namen nie gehört.

Und doch befindet sich hier in Berlin ein Graf Drczakow, mindestens schon seit sechs bis acht Wochen.

Unter diesem Namen, Excellenz?

Unter diesem Namen.

Der Polizeirath wurde beinahe verlegen, ein Be-

weis, wie sehr er selbst wußte, daß er in Berlin Alles wissen müsse.

Sind Euer Excellenz Ihrer Sache ganz gewiß? fragte er.

Ganz gewiß; denn der Mann sitzt hier in der Stadtvoigtei.

Der Polizeirath machte in Gegenwart seines hohen Chefs einen Satz.

In der Stadtvoigtei?

Ich selbst habe ihn dort gesprochen, noch gestern. Es ist nicht möglich. Was sollte der Mann verbrochen haben?

Das wünschte ich eben von Ihnen zu erfahren.

Ich weiß von nichts.

Ich sehe es. Aber hier liegt ein Geheimniß vor —

Ja, ja, ein Geheimniß.

Das ich ergründen muß. Durch Sie. Hören Sie mir zu.

Ich bin ganz Ohr.

Durch einen Zufall erfuhr ich, daß ein äußerst gefährlicher Staatsverbrecher sich hier aufhalte.

Der Graf Orczakow?

Graf Adalbert Orczakow aus Polen. Ich theilte es dem Polizeipräsidenten mit, er wurde verlegen; nebenbei bemerkt, ein großer Fehler für einen so hoch gestellten Polizeibeamten. In seiner Verlegenheit mußte er mir zugestehen, daß der Graf Orczakow schon seit acht Wochen in der Stadtvoigtei sich in geheimer Haft befinde.

Ah, ah. Aber warum, Excellenz?

Sie hören, wegen eines Staatsvergehens.

Aber welcher Art? Man hat von nichts gehört.

Das eben ist es. Der Polizeipräsident verweigerte mir jede Auskunft darüber. Er berief sich darauf, daß er nicht compromittiren dürfe.

Ich habe nichts gehört, versicherte der Polizeirath wiederholt.

Aber in seinem Kopfe flogen die Combinationen schon wieder hin und her.

Euer Excellenz haben den Gefangenen selbst gesprochen?

Der Präsident mußte mich zu ihm führen.

Wie sah er aus?

Ein großer hübscher Mann, ein blasses, stolzes, echtes Polengesicht mit einem schönen, schwarzen, krausen Barte.

Einen Arm in der Binde, Excellenz?

Wie? Sie kennen ihn? Sie kennen ihn dennoch?

Den Arm in der Binde? Die Schulter verwundet?

Ja, ja.

Weiter, Excellenz, wenn ich unterthänig bitten darf.

Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als etwa, daß er in einer sehr abgelegenen Zelle sehr geheim verwahrt wurde.

Wer führte Eure Excellenz hin?

Ein Gefangenwärter.

Sein Name?

Ich habe ihn nicht gehört. Es war ein alter Mann, mit einem finsternen, verschlossenen Gesichte.

Ich weiß genug; bis morgen früh werde ich die Ehre haben, Eurer Excellenz meinen Bericht zu erstatten, hoffentlich einen befriedigenden.

Noch einen Umstand muß ich Ihnen mittheilen, kennen Sie eine Gräfin Lubersta?

Gewiß, sie ist zweimal bestohlen.

Richtig: kennen Sie auch einen Grafen Komtewicz?

Ein junger, reicher Pole, er wohnt unter den Linden und hat sich vor einigen Tagen mit dem Gemahl

der Gräfin Luberska geschossen.

Er wurde von diesem verwundet. Die Gräfin behauptet nun, der Graf Komkewicz und der Graf Drczakow seien eine und dieselbe Person —

Wie? Wie?

Und zugleich der Dieb ihrer Juwelen. Es ist zwar absurd —

Absurd? rief der Polizeirath, und er machte einen, in Gegenwart der Excellenz noch unehrerbietigeren Satz als vorher. Absurd? Absurd ist nichts in der Welt Excellenz, als vielleicht der Satz, der Polizei sei etwas unmöglich. Morgen früh wissen Euer Excellenz hoffentlich Alles.

Der Polizeirath verabschiedete sich.

Lust! Lust! rief er draußen. Drczakow, Komkewicz, schwarzer Nachtrabe! Zwei Grafen und ein Dieb und Mörder, immer eine und dieselbe Person! Als Graf Drczakow hat er sich wegen Hochverraths einsperren lassen, um heimlich freigelassen zu werden und dann als Graf Komkewicz die Gelegenheit zu den Diebstählen aufzuspiüren, die er als schwarzer Nachtrabe ausführt. Das ist ein eben so kluger wie verwegener Bursch. Und er sitzt, er sitzt in der Stadtvoigtet; in diesem Augenblicke noch gewiß. Der Alte hatte heute Vormittag noch keine Gelegenheit gehabt, ihn unbemerkt hinauszulassen. Ich müßte also dem alten Schurken, dem Alemann, selbst und unmittelbar zu Leibe gehen, es bleibt kein anderes Mittel. —

Er war auf dem Polizeipräsidium angelangt. Polizeidiener und Ordonazen warteten dort schon auf ihn. Der Herr Polizeipräsident habe ihn dringend zu sprechen und lasse ihn seit einer Stunde suchen.

Ah, er muß in Verlegenheit sein, da werde ich gesucht! Den Hochverrath des polnischen Grafen wollte er für sich allein behalten.

Er begab sich zum Polizeipräsidenten. Dieser empfing ihn amtlich. Er war kein Minister und auch

nicht in Verlegenheit, obwohl der Polizeirath es gemeint hatte.

Ich habe da einen Auftrag für Sie. Diese Polen machen uns viel zu schaffen.

Das weiß Gott, dachte der Polizeirath.

Nun auch noch die Russischen. Da schickt heute früh der Russische Gesandte eine Requisition an mich, die auf das schnelligste und sorgfältigste erledigt werden soll. Vor drei oder vier Monaten haben mehrere junge Leute von dem höchsten Polnischen Adel in Warschau sich gegen die Russische Regierung verschworen. Der Vicekönig, Großfürst Konstantin sollte in seinem Palaste erschossen und dann sofort in allen Theilen des Landes die Unabhängigkeit Polens proklamirt werden. Einer der Mitverschworenen verrieth die Sache zwei Tage vor dem zur Ausführung bestimmten Tage. Fünf oder sechs der Verschworenen wurden eingezogen und — wie die ganze Angelegenheit der Deffentlichkeit entzogen wurde — heimlich hingerichtet. Drei oder vier Andere entkamen, frühzeitig durch Freunde gewarnt. Unter diesen war ein Graf Woiczek Ostrowski. Er gerade war das Haupt der Verschwörung. Die Russische Regierung hat sich daher alle ersinnliche Mühe gegeben, seiner habhaft zu werden; es ist ihr aber nicht einmal geglückt, seine Spur aufzufinden. Glaubte man sie zu haben, so war sie gar nicht da gewesen, oder schon wieder verschwunden. Nur in der neuesten Zeit will man Anzeichen haben, daß der Verschwundene noch immer lebhaft Verbindung mit Polen unterhält, und zwar hier von Berlin aus, wo er sich also und zwar schon seit einiger Zeit, seit mindestens fünf bis sechs Wochen, aufhalten müsse. Es wird von uns seine Auffindung und Auslieferung verlangt. Ich bin nun zwar überzeugt, daß ein Graf Ostrowski hier in Berlin sich nicht aufhält, am wenigsten der Gesuchte; die Russische Regierung pressirt aber bekanntlich in solchen Angelegen-

heiten in so eigenthümlicher Weise auf die unsrige, daß das Ersuchen nicht von der Hand gewiesen werden kann. Ich lege es deshalb in die Ihrige, Sie werden die Sache mit Klugheit und Verschwiegenheit verfolgen; unterstützen wird Sie darin jener Mitverschworene selbst, der die Anzeige gemacht hatte, ein Herr von Abramowicz; er ist zu dem Zwecke im Auftrage seiner Regierung hier, er war auch bei mir. Ich habe ihn an Sie gewiesen, er erwartet Sie in Ihrem Bureau. Noch Eins habe ich zu bemerken. Ein Resultat der Nachforschungen würde, nach dem Schreiben des Gesandten, Ihnen den Wladimirorden und eine Gratification von zweihundert Imperials einbringen. Ich bedaure um so mehr, an einem Resultat zweifeln zu müssen.

Dem Polizeirath war es während der Mittheilung des Präsidenten wieder wunderbar durch den Kopf geflogen.

Ein Resultat könnte doch so ganz unmöglich nicht sein, Herr Präsident.

Ich würde Ihnen gratuliren. Indes, haben Sie je von einem Grafen Ostrowski hier etwas gehört?

Nein, Herr Präsident.

Auch ich nicht. Also!

Der Polizeipräsident lächelte fein, wohl in der Erinnerung an die beiden dupirten Minister.

Aber auch der Polizeirath lächelte, freilich für sich und in Erinnerung an manches Andere.

Er war übrigens entlassen.

Als er draußen war, hätte er wieder Lust, Lust! rufen mögen.

Sollte die dreifache Persönlichkeit des Menschen eine einfache werden? Aber dann wäre er ein wirklicher, vornehmer, Polnischer Graf. Und wie reimte sich der zu dem Diebe und Räuber? Indessen in Rußland und in Polen ist Alles möglich!

Uebrigens, fuhr er dann fort, zu wem gehe ich zuerst? Zu dem schuldigen Mitverschworenen, oder zu dem schurkischen Gefangenwärter? Ei, laß den ruffisizirten Polen warten. Teufel, wenn ich bei dem Anderen Glück hätte, und ihm auf einmal, ehe er noch mit mir gesprochen hat, seinen gesuchten Grafen Ostrowski herbei bringen könnte! Dem Schufte? Aber der Pole taugt ja noch weniger. Wenn er es ist! Wenn!

Der Polizeirath ging in die Stadtvoigtei und suchte den Gefangenwärter Alemann auf. Wollte er etwas erfahren, so konnte er sich nur an diesen selbst und unmittelbar wenden. Ein Geheimniß, das schon wochenlang zwischen dem Polizeipräsidenten und dem Gefangenwärter sich erhalten hatte, war auf anderem Wege nicht zu ergründen.

Und auch von diesem Wege, was konnte er von ihm erwarten?

Viel nicht, sagte er sich selbst. Treffe ich den hart gesottenen, verschlossenen Gesellen nicht auf den ersten Schlag, so ist es vorbei. Und darum ein sofortiger, directer Angriff.

Der alte Gefangenwärter schlenderte in einem langen Gange, der zu seinem besonderen Tagesrevier gehörte, behaglich auf und ab. Es war Vormittags, also zur Zeit der Verhöre, sowohl auf dem Criminal-Gerichte, wie bei den verschiedenen Abtheilungen des Polizeipräsidiums. Er wartete, ob auch aus seinem Revier Gefangene zum Verhör würden abgeholt werden.

Der Polizeirath trat mit seiner gewöhnlichen, etwas trockenen und doch milden Ruhe an ihn heran.

Guten Morgen, Alemann.

Guten Morgen, Herr Polizeirath.

Führten Sie mich wohl zu dem Gefangenen, den Sie heute Morgen um drei Uhr einbrachten? durch das Pfortchen in der kleinen Spreegasse; er trug die Kleidung eines Schornsteinfegers.

Der alte Gefangenwärter Alemann war wirklich ein hartgesottener Gesell; keine Miene in seinem Gesicht verzog sich, keine Muskel an seinem ganzen Körper bewegte sich mehr als gewöhnlich und mit der klarsten und ruhigsten Stimme von der Welt antwortete er:

Sie müssen sich irren, Herr Polizeirath, um drei Uhr heute Nacht schlief ich, und wenn, wie Sie sagen, um die Zeit ein Gefangener in die Stadtvoigtei eingebracht ist, so muß ein Anderer als ich ihn eingebracht haben.

Alein die Ruhe und Unbeweglichkeit des alten Mannes hatten einen Polizeibeamten, wie der Polizeirath, nicht irre machen können, sie zeugen gerade gegen ihn, sagte er sich. Wäre er unschuldig, er hätte über das Ungewöhnliche sich verwundert.

Seiner Sache war er um desto gewisser, aber auch, daß er sie verlieren werde, schon verloren habe. Er mußte dennoch, nachdem er einmal angefangen hatte, fortfahren, zu irgend einem Schlusse zu kommen.

Alter Alemann, Sie wissen, daß ich keinem Menschen etwas auf den Kopf zusage, was ich nicht ganz genau weiß.

Aber diesmal haben Sie Unrecht, Herr Polizeirath, erwiderte der Gefangenwärter, völlig unerschütterlich wie bisher. Ich will Ihnen mein ganzes Reservier aufschließen, Zelle für Zelle.

Ich glaube das, auch die ganze Stadtvoigtei. —

Auch die ganze Stadtvoigtei, Herr Polizeirath.

Auch in Gegenwart des Herrn Polizeipräsidenten —

Auch das, sagte der Gefangenwärter, aber hastig.

Und diese Hast gab dem Polizeirath zwar keine Bestätigung seines Verdachts, den er selbst für Ueberzeugung halten mochte; aber neuen Muth.

Ja, lieber Alemann, da sitzt es. Lassen Sie uns einmal ganz offen mit einander sprechen. Sie ver-

wahren hier in der Stadtvoigtei sehr geheim einen Gefangenen, der eines schweren Staatsverbrechens angeklagt ist. Niemand weiß um ihn, als höchstens drei Personen, darunter der Herr Polizeipräsident und Sie. So haben Sie wenigstens bis jetzt gemeint. Sie sehen aber, ich bin auch dabei. Der Gefangene ist ein polnischer Graf, ich kann Ihnen auch seinen Namen sagen; ich weiß also so viel, wie der Polizeipräsident; ich weiß noch mehr, ich weiß, daß der Mensch, der reiche Graf, des Nachts nicht in seinem Gefängniß ist, sondern —. Doch vor der Hand genug damit. Nun, lieber Mann, haben Sie die Wahl. Sie führen mich entweder sofort zu dem Gefangenen und kein Mensch erfährt ein Wort von dem, was wir hier zusammen gesprochen haben; oder ich gehe sofort zum Präsidenten und sage ihm Alles, was ich weiß.

Der Polizeirath hatte dennoch verlorenes Spiel. Der alte Gefängnißbeamte sah ihn so offen und ehrlich an, daß dem gewandten Polizeibeamten fast angst wurde, und dabei sagte er eben so offen und ehrlich:

Lieber Herr Polizeirath, Sie mögen so viel wissen, wie Sie wollen, und noch mehr sagen, dem Herrn Polizeipräsidenten, oder wem sonst. Ich will Ihnen dagegen ein paar Wörtchen sagen, und vergessen Sie die in Ihrem Leben nicht: Der alte Mann weiß zu viel, als daß irgend ein Mensch auf der Welt ihm etwas anhaben dürfte. Wollen Sie jetzt noch zum Herrn Polizeipräsidenten gehen?

Teufel, nein, alter Mann, sagte der Polizeirath. Und mit einem leisen Anflug von Bewunderung, aber auch von Genugthuung mußte er hinzusetzen: Solche Männer sind hier zu gebrauchen.

Ich denke, meinte trocken der Gefangenwärter.

Sie trennten sich. Der Polizeirath war bei einem entschiedenen Schlusse angelangt.

Was nun weiter? fragte er sich. Aber hören wir

erst den andern Schuft; es wird sich dann ja auch ein Plan finden. —

Er ging in sein, ihm im Polizeigebäude eigenes Bureau.

Ein schöner, schlanker Mann mit einem edel geformten Gesichte, einem sorgfältig gepflegten starken blonden Barte und einem Paar durchbohrend stechender Augen, wartete dort auf ihn.

Ein ächter aristokratischer Schuft, mußte sich der Polizeirath sagen, die Leute zu verführen und zu verderben.

Der Fremde erhob sich, eben so verbindlich, wie herablassend und stellte sich vor.

Russischer Collegienrath von Abramowicz. Ihr Herr Präsident hat mich an Sie gewiesen.

Und was steht zu Ihren Wünschen, mein Herr?

Der Herr Präsident hat Ihnen gesagt, daß ich den Grafen Ostrowski suche?

Aber hier ist kein Graf Ostrowski bekannt.

Ich glaube es, mein Herr, aber er ist dennoch hier.

Ich bitte um Ihre Gründe für diese Vermuthung.

Ich habe deren mancherlei und dringende. Zuerst, der Graf Ostrowski ist ein großer Freund von Damen.

Ah!

Er hatte nun schon vor längerer Zeit Bekanntschaft mit der Gräfin Luberska, einer Dame, die freilich früher sehr galant war, seitdem aber nur für ihn eine Leidenschaft hatte. Durch sie hauptsächlich fanden wir seine Spur; sie war ihm gefolgt, nach Lemberg, nach Posen; seit Kurzem ist sie hier.

Und steht auch hier mit ihm in Verbindung?

Sie wird wenigstens diese wieder anzuknüpfen gesucht haben. Der Graf war ihrer überdrüssig geworden.

Sie folgte ihm dennoch?

Es ist das eine weitläufige Geschichte.

Ich möchte doch um sie bitten, sie könnte zu Weiterem führen.

Ich kann sie Ihnen in Kürze mittheilen. Die Dame wollte in der Hefigkeit ihrer Leidenschaft den jungen Mann für immer an sich fesseln; sie wollte Frau Gräfin Ostrowska werden. Sie war zwar noch Frau Gräfin Luberska, es schien ihr jedoch nur eine Kleinigkeit, dieses Hinderniß zu beseitigen. Sie hatte einen alten, treuen Diener, dem sie den Auftrag gab, ihren Gatten durch Gift aus der Welt zu schaffen.

Das geschieht wohl öfter in Rußland? bemerkte der Polizeirath.

In Rußland, ja, mein Herr. Allein dem alten Polen war das etwas Neues, über das er sich so setzte, daß er seine Herrin verließ, dem Grafen Ostrowski Mittheilung machte und bei diesem blieb. Seitdem der Bruch zwischen dem Grafen und der Dame.

Der Graf wäre indeß ein edler Charakter?

Er hat in der That manche noble Alluren. Indesß zu dem Bruche mit der Dame hat auch wohl eine neue Liebchaft beigetragen, allerdings keine sehr noble, mit einer Dienstmagd nämlich.

Mit einer Dienstmagd? mußte doch überrascht der Polizeirath ausrufen.

Sie erstaunen gleichfalls, mein Herr? Der Weg von einer Gräfin zu einer Dienstmagd ist ein weiter, wenn nämlich die Gräfin über die Dienstmagd verlassen wird. Und das war hier der Fall. Allerdings hatte er der Magd sein Leben zu verdanken.

Hätten Sie die Güte, mir auch das zu erzählen?

Es ist eine etwas alltägliche Geschichte von Muth und Aufopferung einer armen Schönen für einen vornehmen und reichen jungen Mann. Der Graf wurde als Verschwörer verfolgt; die Polizei suchte ihn in

einem Kaffeehause, in dem er mit seinen Genossen sich zu versammeln pflegte. Das Kaffeehaus war außerhalb der Stadt, er war in dem Hause. Das Haus war rund umher mit doppelten Reihen von bewaffneten Polizeibeamten und Gensdarmen besetzt, an ein Entkommen war nicht zu denken, denn er selbst wußte von nichts. Die Beamten drangen zu dem Gemache vor, in dem er sich befand. Aber jene Schöne diente in dem Hause als Aufwärterin. Der Anblick der Polizeibeamten und einzelne Worte, die sie vernommen hatte, hatten ihr verrathen, was sie vorhatten. Da stürzt sie vor ihnen her zu ihm, reißt ihn mit sich fort durch geheime Gänge, die nur ihr bekannt waren und bringt ihn durch eine verborgene Thür ins Freie. Es war in der Nacht. Ein Gensdarm springt dort vor, er ergreift den Grafen, das Mädchen reißt von hinten den Gensdarmen nieder. Weiter mit dem Grafen flüchtend, tritt ihnen ein zweiter Bewaffneter in den Weg; auch den stößt sie zurück. Der Mann drückt hinter ihnen her sein Pistol ab, der Schuß trifft sie, in der Schulter, sie ist am Umsinken. Aber sie hält sich, sie giebt keinen Laut von sich, sie faßt nur krampfhafter die Hand des Grafen und zieht ihn mit sich fort. Sie kann zuletzt nicht weiter; Schmerz und Blutverlust haben sie erschöpft. Aber nur ihre körperlichen Kräfte haben sie verlassen. Er muß sie in seinen Armen tragen. So zeigt sie ihm weiter die Wege, die die Verfolger nicht kennen, und sie entkamen diesen. Er ist uns bis jetzt entkommen. An die Person soll ihn seitdem Dankbarkeit und, wie unsere Nachrichten lauten, eine romantische Liebe in fast wunderbarer Weise gefesselt halten.

Um, sagte der Polizeirath, als der Pole endete, heißt die Person, die er so romantisch liebt, vielleicht Joseph Wagner?

Nein, mein Herr.

Oder etwa Anna Hausmann?

Anna, in der That, mein Herr. Aber nicht Hausmann, sondern Anna Walder.

Sie ist also eine Deutsche?

Sie ist eine Deutsche.

Und sie soll auch hier mit ihm sein?

Wir haben es nicht ermitteln können. Wahrscheinlich ist sie daher nicht hier.

Oder sehr verborgen!

Das wäre möglich. Aber wie kamen Sie auf jenen Namen, den Sie nannten?

Weil es solche Damen hier giebt.

Von denen Sie auf die Gräfin schließen könnten?

Nehmen Sie es als Spielerei. Indessen auch über den alten Diener der Gräfin Luberska haben Sie nichts ermitteln können?

Gar nichts; es hieß einmal, er sei in Lemberg gestorben.

Darf ich noch fragen, mein Herr Collegienrath, von wem Sie Ihre Nachrichten hier aus Berlin haben?

Ich bedaure, mein Herr. Indes, Sie werden mir zugeben, daß die Russischen Verbindungen auch in Deutschland weit und tief greifen, zumal da, wo wir Gesandtschaften haben.

Auch ohne diese, mein Herr. Doch, wie ich die Ehre hatte, von Ihnen zu hören, ist Ihnen die Frau Gräfin Luberska bekannt?

Ich sprach mit Ihnen von der Dame.

Auch der Graf Luberska?

Ich kenne ihn nicht persönlich.

Hätte aber vielleicht ein Graf Drezakow die Ehre von Ihnen gekannt zu sein?

Selbst der Name ist mir unbekannt.

Oder ein Graf Komkewicz?

Persönlich kenne ich auch ihn nicht.

Aber Sie haben von ihm gehört?

Er soll zu den früheren Anbetern der Gräfin Lu-
berska gehört haben.

Also um des Grafen Ostrowski willen verschmäht
sein?

So meine ich gehört zu haben.

Sie wollten mir noch weitere Gründe für den hie-
sigen Aufenthalt des Grafen mittheilen.

Es ist nur noch einer, mein Herr, aber ein sehr
triftiger. In Polen gährt es noch immer.

Ich glaube das, mein Herr.

Die Aufregung wird hauptsächlich von denjenigen
jener Verschworenen, die damals entkommen waren,
angefacht, und an ihrer Spitze besonders von dem
Grafen Ostrowski.

Und Sie meinen, von hier aus, mein Herr?

Ich meine das nicht bloß, wir haben Beweise.
Es sind in unsere Hände Briefe gefallen, die in
Berlin geschrieben, die von Berlin abgesandt waren,
und in denen von der bevorstehenden Revolution wie
von einer ausgemachten Sache gesprochen wurde. Der
Plan wird darin als fertig, die Personen werden als
bestimmt angegeben; es handele sich nur noch um die
Zeit, den Tag.

Und die Briefe waren vom Grafen Ostrowski?

Vom Grafen Ostrowski in Berlin. Sie sehen, er
ist hier. Er muß hier sein, und, da die Polizei nicht
die geringste Kunde von ihm hat, auf sehr verborgene
Weise.

Das wäre in der That der Fall; seine Auffin-
dung wird daher schwierig sein.

Sie muß dennoch geschehen, mit Ihrer Hülfe.

Und mit der Ihrigen, mein Herr. Hätten Sie
noch irgend eine besondere Nachricht über seinen hie-
sigen Aufenthalt?

Keine mehr.

Oder über sein Thun und Treiben hier?

Gleichfalls nicht.

Halten Sie ihn eines Mordes fähig?

Ein Hochverrätther ist eben zu Allem fähig.

Auch eines Raubes, eines gemeinen Einbruchs?

Ja! sagte der Herr Collegienrath von Abramowicz dreist.

Ah, fragte der Polizeirath, war er nicht eine Zeitlang mit Ihnen zusammen in jenem Bunde der —?

Mein Herr, ich bin hier im Namen meines Kaisers.

Und Ihr Kaiser ist groß, mein Herr. Darf ich Sie noch um das Signalement des Grafen Ostrowski bitten?

Er ist im Anfange der dreißiger Jahre, eine große, kräftige, schöne Gestalt; stolze Haltung; vornehmes, etwas bleiches Gesicht, gebogene Nase, schwarze, glänzende Augen, schwarzer krauser Vollbart —

Ich habe genug, mein Herr; ich danke Ihnen.

Die Persönlichkeit scheint Ihnen bekannt zu sein?

Ihr Signalement ist mir wenigstens ausreichend. Ziehen Sie vor, mein Herr, für unser weiteres Vorgehen sich zu mir hierher in mein Bureau zu bemühen? Oder wo würde ich Sie finden?

Wann darf ich Sie hier wieder auffuchen?

Jeden Mittag um zwölf Uhr bin ich bestimmt hier.

Der Russische Collegienrath verabschiedete sich.

Und was jetzt weiter? fragte sich der Polizeirath nachdenklicher, nachdem er den Gefangenwärter verlassen hatte. Ich habe ein außerordentlich einfaches Spiel. Soll ich diesen Grafen Komtewicz, der eigentlich Graf Drczakow heißen soll und recht eigentlich Graf Ostrowski heißt. Der ein Verschwörer und Hochverrätther und zugleich ein gemeiner Dieb und Mörder ist, soll ich ihn in der Stadtvoigtei, oder soll ich ihn in seinem Hotel abfangen? In jenem Falle brauche ich mit dem russificirten Schurken nur bei Tage zum Polizei-

präsidenten und in die Stadtvoigtei zu gehen, die ganze Geschichte wäre in zehn Minuten zu Ende. In dem anderen Falle, gehe ich bei Nacht mit meinem langen Schmidt nur unter die Linden. — Aber soll ich denn dem Schuft und seiner Regierung den Menschen ausliefern, der ein muthiges, edles Herz bewies, der die Liebe zu einem schönen Weibe aufgeben konnte, als er eine Verbrecherin in ihr entdeckte, der dankbar mit romantischer Liebe an einem armen Mädchen festhalten kann, die ihm das Leben rettete, dem selbst jener verrätherische Schurke noble Muthen zugestehen muß? — Aber, aber, vergesse ich es denn ganz, daß dieser Mann mit den noblen Muthen auch ein gemeiner Dieb und Mörder ist? Welcher Satan hat diese Welt von Widersprüchen in die menschliche Brust gelegt? Welcher Satan? Polizeirath, du darfst nicht so lästern, sonst mußt du dich selbst arretiren. —

8.

Zwei Nebenbuhlerinnen.

Die Gräfin Aurelia Luberska lag, in Nachdenken versunken, in einem Fauteuil. Aus ihren großen, dunklen Augen schossen Blicke des Hasses, ihre frischen Lippen waren leicht, wie in still verlangender Sehnsucht, geöffnet.

Der Widerspruch ist ja überall im Leben, und eine schöne und leidenschaftliche Frau ist erst recht das Leben des Widerspruchs.

Sie hatte den Diebstahl ihrer Diamanten, den zweiten, den, wie sie meinte, von dem Grafen Rom-

kewicz, oder eigentlich dem Grafen Drczakow verübten, der Anweisung des Justizministers gemäß der Polizei angezeigt. Die Polizei hatte die Anzeige dem Criminalgerichte übergeben, und das Criminalgericht hatte vor allen Dingen für nöthig erachtet, die Bestohlene selbst über den Diebstahl, namentlich über die einen Mann, wie den Grafen Romkewicz betreffenden Umstände ausführlich, gerichtlich und eidlich zu vernehmen. Dazu war die Gräfin an das Criminalgericht vorgeladen.

Gleichzeitig hatte das nämliche Criminalgericht für nöthig erachtet, in der Untersuchungssache gegen die Anna Hausmann wegen des ersten Diamantendiebstahls, zur Aufklärung der Sache eine Confrontation zwischen der Gräfin und der Angeschuldigten zu veranlassen. Auch hierzu war die Gräfin an das Criminalgericht vorgeladen.

Die Termine in beiden Sachen waren von dem nämlichen Inquirenten auf den nämlichen Vormittag angesetzt.

Die Gräfin saß in Erwartung der bestimmten Stunde und ihres Wagens, um zum Criminalgerichte zu fahren, in ihrem Fauteuil. Sie war in Aufregung, sie war in Zwiespalt. Verschmähte Liebe, Eifersucht, Haß, Rache verlangten mit ihrem vollen Ungeßüm von ihr die zweiten Schritte zu den ersten, die sie gegen und mit ihrer Ueberzeugung schon gethan hatte. Die Liebe, die dennoch für den schönen Mann noch immer in ihrem Herzen brannte, heiß und wild in dem wild glühenden Herzen brannte, kämpfte mit vollster Gewalt immer von neuem gegen jenen Ungeßüm der feindlichen Leidenschaften an.

Aber es muß sein! sprang sie zuletzt entschlossen auf. Er muß verderben, mit und in ihr. Wollte er nicht auch mich verderben? Hat sie es nicht gewagt, meine Stelle bei ihm einzunehmen? Es muß sein!

Es war ihr letzter Entschluß. Er sollte es wenigstens sein.

Ein Bedienter trat in das Gemach.

Ist der Wagen fertig? rief sie ihm entgegen.

Es ist noch nicht Zeit, gnädigste Frau. Aber ein Fremder wünscht, Ihnen seine Aufwartung zu machen.

Sein Name?

Er dürfe ihn nur der gnädigen Frau selbst nennen; er komme aus der Heimath.

Aus Polen? laß ihn eintreten.

Der Bediente ging zurück und nach einem Augenblicke trat ein ältlicher Mann, von hoher, aber gebeugter Gestalt, mit einem bleichen, kummervollen Gesichte zu ihr ein.

Graf Koszewski! rief ihm die Gräfin entgegen, Sie hier?

In Angelegenheiten unseres theuren Vaterlandes, meine gnädige Frau.

Ja, Sie sollen immer die Polin, die treue, die für ihr Vaterland glühende Polin in mir finden.

Die edle Polin! Ich wußte es.

Was bringen Sie? Wie steht es in unserem Vaterlande? Sie kommen daher?

Ich komme daher. Und — gnädige Frau, ich darf es Ihnen anvertrauen; wir bedürfen Ihrer Hülfe und muß es Ihnen anvertrauen. Ich bringe gute Nachrichten.

Theilen Sie sie mir mit.

Die Revolution ist vorbereitet, vorbereitet in einer Weise, daß der Sieg unser werden muß.

Unser Vaterland frei! Endlich frei von diesem Russischen Joch! O, wie werde ich diesen Tag segnen, der ihm diese Freiheit bringt.

Und Sie, meine gnädige Frau, können diesen Tag beschleunigen.

Ich?

Ich bin deshalb hier.

Reden Sie, Graf.

Das schöne Weib glühete in dem schönsten, in dem edelsten Feuer der Vaterlandsliebe. Sie war schön, sie war schön gewesen, daß Männer um sie hätten wahnsinnig werden mögen. Schöner, als in diesem Augenblicke, war sie nie gewesen.

Das Weib, das treulos ihren Gatten verlassen hatte, die an ihm zur Mörderin, zur Giftmörderin hatte werden wollen, die aus Eifersucht wider alles besseres Wissen, ein armes, braves, unschuldiges Mädchen eines schweren, gemeinen Verbrechens angeklagt hatte?

Welcher Satan hat die Welt von Widersprüchen in die menschliche Brust gelegt? hatte am Tage vorher der Polizeirath geklagt. Gutes und Schlechtes, Hohes und Gemeines! Satan und Engel! Engel und doch Satan! Satan und doch Engel! Und ein Gott steht über Allen.

Neden Sie, hatte die Gräfin zu ihrem Landsmann gesagt.

Uns fehlt, erwiderte der Pole, der Mann, der die Seele unseres Vorbereitens war und auch die Seele unserer Ausführung sein muß. Nur Sie, gnädige Frau, können ihn uns wieder verschaffen.

Ich, Graf Koszewski?

Sie kennen ihn unter dem Namen Komkewicz.

Graf Komkewicz? Eigentlich Graf Orczakow?

Auch das ist sein eigentlicher Name nicht; er heißt — ich sagte. Ihnen schon, ich muß Ihnen Alles anvertrauen — er heißt Graf Adalbert Ostrowski. —

Es war, als wenn ein Schlag die Dame getroffen hätte. Sie erbleichte, sie wurde wieder glühend roth.

Ostrowski! rief Sie. Adalbert, mein Adalbert, er war Adalbert Ostrowski? Er? Er, der edle Ostrowski, er? Den jeder Pole kennt, ehrte, verehrte? Der —!

Derselbe, gnädige Frau. Ein Eid band ihn, seinen wahren Namen auch Ihnen nicht zu nennen.

O, mein Herr, ich habe ihn geliebt. Ich liebe ihn noch. Ich bin stolz darauf.

Aber auf einmal erblaßte sie, und die Röthe wollte in ihr Gesicht nicht zurückkehren.

Ich liebe noch? rief sie, wie plötzlich von dem tiefsten Abscheu ergriffen. Er soll unser Vaterland befreien? Unser schönes, edles Polen? Er? Nie, nie, mein Herr!

Der alte Mann ihr gegenüber war ruhig geblieben.

Gnädige Frau, sagte er, ich weiß, er hat ihr Herz verletzt. Aber dem Vaterlande muß eine edle Polin alles Andere opfern können.

O, mein Herr, rief die Dame, das ist es nicht. Aber soll unser Vaterland seine Befreiung einem gemeinen Verbrecher verdanken dürfen?

Der Graf Adalbert Ostrowski ein gemeiner Verbrecher, Madame?

Einem Diebe, einem Räuber? —

Auf einmal lächelte der Graf Roszewski, freilich schmerzlich.

Gnädige Frau, ich weiß auch hier was Sie mir sagen können. Aber ich bin im Stande, Sie darüber vollständig zu beruhigen. Doch das nachher; lassen Sie mich jetzt in meiner Angelegenheit fortfahren. Der Graf Ostrowski war auch nach seiner Entweichung aus Warschau der Mittelpunkt der Verschwörung, sowohl für unsere in der Fremde lebenden Landsleute, als auf mannigfachen Wegen nach Polen selbst hin. So war es bis in die allerneueste Zeit hinein. Auf einmal, seit wenigen Tagen, und gerade fast unmittelbar vor der Entscheidung, haben wir jede Verbindung mit ihm, jede Nachricht über ihn, jede Spur von ihm verloren. Alles ist vorbereitet, geordnet, fertig zu dem letzten Schlage, zu der Erhebung des gesammten Polenlands. Er hatte Alles geleitet und geordnet. Der Schlag kann ohne ihn nicht erfolgen. Er ist nicht da, er ist spurlos verschwunden.

Seit wann? fragte die Gräfin, in der eine gewisse Ahnung aufzutauchen schien.

Seit acht Tagen fehlt uns jede Nachricht über ihn!

Von wo erwarteten Sie seine Nachrichten?

Von hier, aus Berlin.

Woher hatten Sie sie bisher erhalten?

Ebenfalls von hier, und zwar durch eine dritte Hand, die zugleich mit ihm verschwunden ist, ein junges Mädchen, Anna Walter —

Anna —? fragte die errathende, erbebende Gräfin.

Sie führte hier den Namen Anna Hausmann —

Die Gräfin konnte in ihrem Sessel sich kaum aufrecht halten.

Sie, fuhr der Graf Roszewski fort, ist jenes muthige hochherzige Mädchen, die mit Gefahr ihres Lebens ihm das seinige rettete.

Die Gräfin mußte sich doch in ihrem Fauteuil zurücklegen. Die muthige That der Anna Walter kannte sie, ganz Polen kannte sie. Aber daß Anna Hausmann, der Gegenstand ihrer Eifersucht, die Retterin des von ihr noch immer geliebten Mannes sei, das hatte sie erst in diesem Augenblicke erfahren, und es hatte eine Centnerlast auf sie gewälzt. Ihr Geliebter — er kannte ja ihre Eifersucht — hatte früher nie des Mädchens, und daß er in Verbindung mit ihr stehe, gegen sie erwähnt. Das hatten nur seine nächsten Freunde gewußt, und die Russischen Spione erfahren.

Durch sie, sagte der Graf Roszewski weiter, wurde unsere gegenseitige Correspondenz vermittelt. Deshalb mußte sie den fremden Namen und die unscheinbare Stellung einer Dienstmagd annehmen. —

Die Gräfin wußte Alles, und jetzt trat in ihr Ge-

sicht wieder die Röthe, jene volle, schöne, edle Röthe der Vaterlandsliebe. — Sie sprang auf.

Jener Entschluß, der den Grafen und das unschuldige Mädchen verderben sollte, war doch nicht ihr letzter gewesen.

Seien Sie in einer Stunde wieder hier, sagte sie zu dem Grafen Roszewski.

Sie werden das Mädchen hier finden und sie wird Sie zu dem Grafen führen.

Der Graf Roszewski empfahl sich ihr.

Ich verzichte, sagte sie fest, als er fort war. Ich kann es — für ihr Vaterland muß eine Polin Alles können.

Sie stand groß und edel, sie stand vollendet schön da.

Der Bediente meldete, daß der Wagen angespannt sei.

Fest und stolz ging sie die Treppe hinunter, stieg in den Wagen und fuhr zum Criminalgerichte.

Ihr Inquirent erwartete sie schon.

Sie ließ sich unmittelbar bei dem Director des Gerichts melden.

Mein Herr, Ihnen ist eine Untersuchung gegen eine Anna Hausmann wegen Diebstahls bekannt?

Ja, Madame.

Auch gegen den Grafen Komtewicz oder Drzafow?

Ebenfalls, Madame. Beide Personen sind von Ihnen angeklagt, Sie bestohlen zu haben.

Sie haben mich nicht bestohlen, mein Herr.

Und woher Ihre Anklagen, Madame?

Die gegen den Grafen beruhete auf einen Irrthum in der Person; es muß hier einen Menschen geben, der ihm außerordentlich ähnlich sieht.

Und die andere Anklage?

War von mir erfunden.

Fälschlich vorgebracht, Frau Gräfin?

Fälschlich vorgebracht.

Wider Ihr besseres Wissen?

Ja, mein Herr. Erfahren Sie auch den Grund: er war Eifersucht. Ich bin ein Weib; ich bin eine Polin, ich habe heißes Blut. Ich liebte leidenschaftlich.

Aber Madame, wissen Sie, daß Sie sich eines schweren Verbrechens anklagen?

Ich weiß es und nehme auch die Folgen, die Strafe auf mich. Ich habe nur eine Bitte, die unschuldig Angeklagte auf der Stelle ihrer Haft zu entlassen; wenn es sein muß, nehme ich sofort ihren Platz ein.

Der Director sann nach. Es war doch wohl etwas in der Frau, was ihm imponirte.

Madame, sagte er, ich muß zunächst die Förmlichkeit erfüllen, ein Protokoll mit Ihnen aufzunehmen; die Gefangene werde ich dann sofort entlassen. Ob Ihre Verhaftung nothwendig sei, darüber werde ich demnächst vorab den Beschluß des Gerichts einholen.

Wie es Ihnen beliebt, mein Herr.

Der Director des Criminalgerichts nahm ein Protokoll mit ihr auf, zu dem sie ihre Angaben wiederholte.

Kann ich die Gefangene gleich mit mir nehmen? fragte sie dann. Mein Wagen wartet draußen.

Ja.

Er führte sie zu dem Gefängnisse der unschuldigen Anna Hausmann.

Der schönen, stolzen Dame schien es doch einen tiefen Stich in das Herz zu geben, als sie das schöne Mädchen vor sich sah, die in dem Gefängnisse, unter den Angsten und Sorgen einer Criminaluntersuchung zwar bleicher, aber dennoch nur schöner geworden war. Sie erbleichte selbst, ihr Schritt stockte. Aber dann trat sie entschlossen zu ihr.

Du bist frei, mein Kind, Du warst unschuldig; ich

war die Verbrecherin. Dann drückte sie ihre Lippen auf die schöne, reine Stirn des Mädchens. Aus ihren Augen stürzte ein Strom von Thränen.

Das weiche Mädchen mußte mit ihr weinen. Die Hände beider faßten und drückten sich.

So führte die Nebenbuhlerin die Nebenbuhlerin aus dem Kerker.

9.

Der schwarze Nachtrabe.

Führen Sie die blonde Ida zu mir, befahl der Polizeirath seinem langen Gensdarmen Schmidt. Sie werden Sie zu Hause finden, sie trauert um ihren langen Wilhelm.

Der Gensdarm ging, die blonde Ida zu holen.

Er ist ein Dieb und Mörder, sagte der Polizeirath für sich, und darf seiner Strafe nicht entgehen, auch wenn jener Schuft mit all' dem anderen Gefindel darüber triumphiren sollte.

Nach einer halben Stunde führte der lange Gensdarm die blonde Ida herein. Sie war wirklich in Trauer.

Um Deinen langen Wilhelm? fragte der Polizeirath sie.

Ja, Herr Polizeirath.

Du bist eine brave Person.

Ach, ich bin ein armes Mädchen.

Und der lange Wilhelm war im Grunde auch ein gutmüthiger Bursch.

Gegen mich war er der beste und treueste Mensch von der Welt, Herr Polizeirath, sagte sie weinend.

Weißt Du, wer ihn uns Leben gebracht hat?
fragte sie der Polizeirath.

Ja, Herr Polizeirath, wenn ich das wüßte!

Du kannst es erfahren.

Von wem, Herr Polizeirath?

Von mir.

Nennen Sie mir den schlechten Menschen.

Was würdest Du mit ihm machen?

Sie weinte nicht mehr, ihre Augen schossen Blitze.

Das war ihre Antwort.

Nennen Sie ihn mir.

Unter einer Bedingung.

Unter jeder.

Du mußt ihn in meine Hände bringen.

Das wollte ich ja nur.

Der Mörder Deines langen Wilhelm ist sein treuer
Gefährte und Genosse, der schwarze Nachtrabe.

Der Elende, der schlechte Mensch, der verrätherische
Mörder! wüthete beinahe das Mädchen.

Sei ruhig, ermahnte sie der Polizeirath. Du
wolltest ihn mir ausliefern.

Das will ich. Und ich kann es.

Wann?

Heute Nacht noch.

Ah! Heute Nacht?

Bei Tage hat ihn noch Keiner gesehen; darum
heißt er der Nachtrabe.

Ich weiß es.

Nun hören Sie mir zu. Er kam in der gestrigen
Nacht zu mir und wollte wissen, ob ich Nachrichten
vom langen Wilhelm habe, der heuchlerische Bursch.

Das war keine Heuchelei, Mädchen; er hat Deinen
langen Wilhelm von der Brücke in das Wasser ge-
worfen, der Wilhelm konnte sich gerettet haben. Er
wollte Gewißheit über den Tod haben.

Er heuchelte mir dennoch große Trauer vor, als
ich ihm sagte, daß die Leichen des Wilhelm und des

grünen August gefunden seien. Er machte mir ordentlich das Herz weich, so daß ich ihm nun von der Fremden aus Posen erzählte, die hierher gekommen ist, um ihn aufzusuchen.

Er hatte sie noch nicht gesehen, unterbrach der Polizeirath das Mädchen.

Er wußte auch nicht wo sie war. Ich sagte ihm, daß sie im rothen Adler in der Kurstraße sei, daß er sie dort sehen könne. Er wagte aber nicht dahin zu gehen, indeß mußte ich ihm von der armen Person erzählen, und ich sagte ihm, daß sie so traurig gewesen sei, und daß ihr ganzes Herz noch immer an ihm hänge. Auf einmal bekam er ein großes Verlangen, sie zu sehen; die Thränen traten ihm beinahe in die Augen, und ich mußte ihm versprechen, sie heute Abend zwischen elf und zwölf Uhr zu ihm zu führen.

Und wohin? fragte der Polizeirath.

Unter die Linden — ich habe die Nummer vergessen, aber ich kann nicht fehlen, es ist das große, vornehme Haus mit den vielen Säulen im Hofe.

Dahin solltest Du mit der Fremden zu ihm kommen?

Da allein sei er ganz sicher und könne er sie ungestört sprechen.

Warst Du schon bei der Fremden? Josepha Wagner heißt sie.

Ich wollte erst heute gegen Abend zu ihr gehen.

Der Polizeirath hatte seinen Plan schon gemacht.

Verbleibst Du bei Deinem Vorsatze, ihn mir auszuliefern?

Er hat meinen armen langen Wilhelm umgebracht.

So thue Folgendes: Du gehst zuerst zu der Fremden, theilst ihr den Auftrag des schwarzen Nachtraben an Dich mit und fragst sie, ob sie zu ihm gehen wolle. Von mir sagst Du ihr kein Wort. Will sie nicht mit Dir gehen, so giebst Du mir Nachricht. Will sie aber

mit, so begiebst Du Dich sofort weiter zu dem Hotel unter den Linden. — Ah, wie sollst Du ihn dort erfragen?

Ich solle nur dem Portier sagen, die blonde Ida sei da und wolle den alten Taddäus sprechen. Dann werde ein alter Mann kommen, der mich zu ihm führen werde.

Gut. Du meldest Dich dann bei dem Portier, lässest den alten Taddäus herbeirufen, und sagst diesem, die bewußte Person könne, ohne Aufsehen zu erregen, in der späten Nacht nicht den Gasthof verlassen, und wünsche schon um zehn Uhr heute Abend zu kommen. Er kann nichts dagegen haben, er wird Dir nur sagen, daß Ihr bis halb zwölf Uhr warten müßtet. Damit erklärst Du Dich einverstanden. Von dem Hotel kommst Du dann unmittelbar zu mir, um mir Nachricht zu bringen. Um zehn am Abend führst Du die Fremde hin, lässest Dich nicht von ihr trennen und gehst mit ihr in das Zimmer, in dem sie warten soll. Du merkst Dir die Lage des Zimmers und den Weg dahin genau. Unter dem Vorwande dann, Du müßtest Deinen Hausschlüssel holen, den Du vergessen hättest, gehst Du nach einer Weile fort; Du werdest in einer Viertelstunde wieder da sein. — Du kommst zu mir an der Ecke Unter den Linden und der Friedrichsstraße. Das Weitere wird sich finden. Hast Du Alles wohl verstanden?

Alles.

So geh'.

Nach einer Stunde war sie wieder da.

Die Josepha Wagner wird kommen, Herr Polizeirath.

Und im Hotel Unter den Linden? —

Ah, Herr Polizeirath —

Was giebt's?

Das Mädchen ist so brav! Sie thut mir leid! Ich soll ihr ihren Geliebten nehmen —

Einen Mörder, der Deinen Geliebten ermordet

hat. Kein unnützes Mitleid. Warst Du in dem Hotel?

Das Mädchen beugte sich der Autorität des Polizeibeamten. Das Mitleid ist überhaupt ein schwacher Kämpfe gegen andere Leidenschaften.

Ich war da, sagte sie.

Erzähle.

Ich kam an die Portierloge. Der Portier rief mich an, wohin ich wolle?

Zum Herrn Laddäus, sagte ich.

Wie ich heiße?

Die blonde Ida.

Ah, er wisse schon, ich solle warten.

Er sprach in die Portierloge zurück. Nach einer Weile kam hinten unter den Colonaden her ein alter Mann mit weißen Haaren. Er sah wie ein Bedienter aus, aber wie ein vornehmer. Er trug keine Livree, sondern einen schwarzen Rock und eine weiße Halsbinde. Ich fragte ihn, ob er der Herr Laddäus sei?

Ja. Und Sie sind die blonde Ida?

Ich bin die blonde Ida.

Sie sollten später kommen.

Nach elf Uhr. Aber die Person, die ich herbringen sollte, kann so spät ihren Gasthof nicht verlassen.

Er hatte mich noch immer etwas mißtrauisch angesehen.

Wissen Sie den Namen der Person? fragte er.

Josepha Wagner aus Posen.

Jetzt wurde er offener.

Der, der die Person erwartet, sagte er, kann sie erst nach elf Uhr empfangen.

Wir werden hier so lange warten.

Sie gleichfalls?

Josepha Wagner will sich nicht von mir trennen.

Um welche Zeit wollen Sie kommen?

Um zehn.

Ich werde Sie erwarten. Aber sein Sie mit dem Glockenschlage zehn an der Thür, und ziehen Sie nicht die Glocke, sondern klopfen Sie zweimal-leise an die Thür.

Damit schied ich von ihm.

Hatte der Portier diese Unterredung mit angehört? fragte der Polizeirath das Mädchen.

Nein. Der Herr Tabbäus zog mich von der Portierloge zurück, unter die Colonaden.

Und die Fremde?

Ich kehrte zu ihr zurück, und sagte ihr, daß wir, um Aufsehen zu vermeiden, schon vor zehn gehen, aber dann anderthalb Stunden warten müßten; sie war einverstanden. Die Arme war mit Allem zufrieden, wenn sie ihren Wojzeck nur wiedersehe.

Es bleibt bei der Verabredung, sagte der Polizeirath. Um ein Viertel auf elf triffst Du mich an der Ecke Unter den Linden und der Friedrichsstraße.

Sie mußte gehen, ihm zu gehorchen. —

Der Polizeirath fuhr zu dem Herrn von Abramowicz. Der russische Collegienrath logirte in dem Hotel St. Petersburg unter den Linden.

Sie bringen mir Nachrichten, mein Herr?

Ich werde Ihnen heute Abend den Grafen Ostrowski überliefern, mein Herr.

Sie haben ihn gefunden?

Ich werde ihn finden; aber nur mit Ihrer Hülfe.

Das heißt, wenn ich fragen darf?

Daß Sie bei seiner Arretirung zugegen sein werden.

Ah, es wäre mir unangenehm.

Aber ich finde es nothwendig.

Warum?

Der, den ich für den Grafen halte, kann ein Anderer sein, daher werden Sie mir bestätigen müssen, daß es der rechte ist.

Ich werde Ihnen zu Diensten stehen.

Und ich werde fünf Minuten nach zehn Uhr heute Abend wieder bei Ihnen sein, um Sie abzuholen.

Sie werden mich bereit finden.

Genau zur bestimmten Zeit war der Polizeirath wieder bei dem Collegienrath.

Sind Sie bereit, mein Herr?

Wie sie sehen.

Sie gingen nur wenige Schritte, von dem Hotel Sanct Petersburg bis zu der Ecke der Linden und der Friedrichsstraße. Dort machte der Polizeirath Halt und sah sich in der Friedrichsstraße um.

In einiger Entfernung standen wartend zwei Gestalten, eine größere und eine kleinere, aber fest gedrungene; es waren der lange Gensdarm Schmidt und ein zweiter Gensdarm des Polizeiraths.

Warten wir hier, sagte der Polizeirath zu seinem Begleiter.

Nach zehn Minuten kam unter den Linden her, eine weibliche Figur; an der Ecke der Straße blieb sie stehen.

Blonde Ida? fragte leise der Polizeirath.

Ah. Sie sind es, Herr Polizeirath!

Nun? Du kannst vor diesem Herrn sprechen.

Es ging Alles, wie es gehen sollte.

Die Fremde ist da?

Sie ist da.

Und Du hast Dich, ohne Mißtrauen zu erregen, entfernen können?

Man hat nichts gemerkt.

Sah Euch Jemand in das Haus eintreten?

Kein Mensch. Ich klopfte leise zweimal an die Thür, wie der alte Laddäus mir gesagt hatte. Unmittelbar darauf wurde sie fast noch leiser von innen geöffnet. Der alte Mann hatte sie geöffnet.

Sprechen Sie nichts und gehen Sie leise, flüsterte er uns zu.

So folgten wir ihm. Wir mußten an dem Fen-

ster der Portierloge, das hell war, vorbei; aber Niemand war zu sehen, wir kamen völlig unbemerkt vorbei.

Wohin führte Euch der alte Mann? fragte der Polizeirath.

In ein kleines, aber allerliebstes Stübchen.

In welcher Gegend des Hauses?

Ganz nach hinten. Ach, Herr Polizeirath, das ist ein weitläufiges Haus; über wie viele Treppen, durch welche lange Gänge mußten wir!

Führe uns zu dem Hause, und thue Alles, was ich Dir sagen werde.

Der Polizeirath folgte ihr mit dem Herrn von Abramowicz. Ihnen folgten die beiden Gensdarmen, denen er einen Wink gegeben hatte.

In der Nähe eines großen Hotels Unter den Linden hielt der Polizeirath das Mädchen an.

Wie warst Du wieder aus dem Hause gekommen?

Der alte Taddäus führte mich wieder hinaus.

Sah der Portier Dich?

Nein, an dem Fenster der Loge war grade wieder Niemand.

Sprach der alte Mann von dem Portier?

Er sagte mir nur, wenn ich zurückkomme, so solle ich die Glocke ziehen und dann dem Portier sagen, ich wolle zu ihm, dem alten Taddäus, den Weg wisse ich schon.

Kannst Du den Weg zurück allein finden?

Ja, ich habe ihn mir genau gemerkt.

Gut, sagte der Polizeirath. Er hatte seinen Plan gemacht.

Ich gehe mit dem Herrn Collegienrath allein in das Haus, sagte er. Ihr Andern bleibt an der Thür stehen, ich lasse sie hinter uns offen. Wenn ich rufe, folgt Ihr mir sofort und macht die Thür hinter Euch zu.

Sie gingen an das Hotel ganz heran, der Polizei-

rath zog die Hauglocke. Darauf wurde die Hausthür von innen geöffnet, vermittelst eines Drahtzuges von der Portierloge aus.

Der Polizeirath trat mit dem Herrn von Abramowicz in das Haus und die Andern blieben draußen an der Thür stehen, die der Polizeirath nur angelegt hatte.

Der Polizeirath und sein Begleiter befanden sich in einem großen, weiten Raume, der mehr einer Halle, als einem Hausflur glich. Er öffnete sich frei in einen Hof, durch den ein Säulengang zu dem hinteren Theile des Gebäudes führte. Der Flur oder die Halle war hell erleuchtet. Der Säulengang und der Hof weniger.

Rechts von der Eingangsthür des Hauses lag die Stube des Portiers. Sie lag zu ebener Erde. Eine Thür führte unmittelbar in den Flur; ein Fenster war unmittelbar neben der Thür.

Thür und Fenster waren verschlossen. Hinter dem Fenster stand der Portier. Er erwartete den, dem er die Hausthür geöffnet hatte. Als er die beiden Fremden sah, öffnete er das Fenster.

Zu wem wünschen Sie?

Ich wünschte Sie zu sprechen, Herr Portier, sagte der Polizeirath.

Was stände zu Ihren Diensten?

Ich muß Sie allein sprechen, öffnen Sie Ihre Thür.

Der Portier warf einen mißtrauischen Blick auf die beiden Fremden. Auch der Polizeirath trug keine Uniform. Beide sahen indeß unverdächtig aus.

Sie haben wohl, sagte auch der Polizeirath zu seinem Begleiter, die Güte hier zu verweilen, während ich mit dem Portier spreche.

Einen Einzelnen konnte der Portier wohl zu sich herein lassen.

Er öffnete die Thür seiner Loge. Der Polizeirath trat hinein.

Was er schon aus dem Mißtrauen und Zögern des Portiers entnommen hatte, bestätigte sich, der Portier war allein. Es war das Erste, was der Polizeirath sah.

Ein Zweites, war eine zweite Thür in dem Stübchen, die in das Innere des Gebäudes führte.

Ich komme im Namen des Gesetzes, sagte der Polizeirath zu dem Portier, Sie werden nicht das geringste Geräusch machen.

Unterdeß war er schon zu der Seitenthür gegangen; er untersuchte sie, bemerkte einen Kiegel und schob ihn vor.

Im Namen des Gesetzes! Den ehrlichsten Menschen, der sich auch nicht der geringsten Gesetzesübertretung bewußt ist, treffen die paar Worte wie ein elektrischer Schlag.

Auch den Portier hatten sie so getroffen, aber nur einen kurzen Augenblick. — Im Namen des Gesetzes! In dem großen Berlin konnte in einer einsamen Portierloge jeder Lump sie sagen, und sich dabei für Gott weiß was ausgeben, um irgend ein Verbrechen zu verüben. Es war schon oft so passiert.

He! rief der Portier. Was machen Sie da, und wer sind Sie?

Der Polizeirath zog ruhig eine Karte hervor, die er dem Portier zeigte.

Der Portier sah darauf den Polizeirath genauer an.

Ah, Herr Polizeirath —

Kennen Sie mich?

Jetzt, ja. Was haben Sie zu befehlen?

Es waren nicht viele Menschen in Berlin, die den Polizeirath nicht kannten, wenn sie sich ihn genauer ansahen.

Ich kann mich auf Sie verlassen Portier? fragte der Polizeirath.

Wie würde ich sonst Portier in einem so angesehenen Hause sein?

Richtig. In diesem Hause wohnt ein Graf Romewicz?

Ein Pole.

Wie lebt er?

Er ist unverheirathet, aber er macht ein Haus. Er muß reich sein, auch hat er Bedienten und Equipagen.

Sehen Sie ihn oft?

Selten, und meist nur in der Nacht.

Ah, in der Nacht! aber meist nur? Sie sehen ihn also auch bei Tage?

Sehr selten.

Also doch!

Der Polizeirath stuzte doch über die Mittheilung; aber er fuhr fort:

Der Graf empfängt Besuch?

Djt, aber diesen immer nur bei Nacht.

Wer kommt zu ihm?

Nur die bekanntesten jüngeren Herren des Adels, Gardeoffiziere, Herren von den Gesandtschaften, fremde Herren, die bei Hofe erscheinen.

Sie kennen die Personen?

Gewiß. Manche von ihnen werden auch von den anderen Hohen Herrschaften empfangen, die hier im Hause wohnen.

Sonderbar, mußte sich der Polizeirath sagen. Aber es kann auch für die Gewandtheit des Menschen zeugen. Doch auch bei Tage war er hier! Sollte der alte Alemann so frech gewesen sein?

Wann haben Sie den Grafen zuletzt gesehen? fragte er den Portier noch.

Schon seit einigen Tagen sah ich ihn nicht mehr.

Und wo war er seitdem?

In seiner Wohnung, so viel ich weiß.

Von wem wissen Sie es?

Sein Kammerdiener sagte es.

Der alte Laddäus?

So heißt er. Der Alte sagte, der Graf sei unwohl, seine Wunde sei wieder schlimmer geworden. Der Graf hatte sich geschossen.

Ich weiß. Wo ist der Graf in diesem Augenblick?

Wie ich nicht anders weiß, noch immer in seinen Zimmern.

Lieber Portier, ich habe ein kleines Geschäft mit dem Grafen. Sie werden unterdeß in Ihrerloge mein Gefangener sein.

Der Herr Polizeirath trauen mir nicht?

Es ist nur um Ihetwillen, mein lieber Portier.

Der Portier verwunderte sich wohl, aber er konnte nicht weiter widersprechen.

Schmidt! rief der Polizeirath nach der nur angelegten Hausthür hin.

Der lange Gensdarm erschien in der Thür.

Der Herr Polizeirath befehlen?

Alle!

Die beiden Gensdarmen traten mit der blonden Ida in den Flur.

Den Gensdarmen Schmidt ließ der Polizeirath in die Portierloge treten.

Sie bleiben hier, Schmidt, bei dem braven Portier, und unterstützen ihn in seinem Bestreben meine Anwesenheit vor Jedermann geheim zu halten.

Zu Befehl, Herr Polizeirath.

Sie haben doch auch verstanden, Herr Portier?

Sehr wohl.

Sonst kann herein, wer will. Hinaus Jeder, nur mit Ausnahme eines, den Sie kennen, Schmidt, und sämmtlicher Leute des Grafen Komfewicz, die Sie kennen, Portier. Adieu!

Er verließ die Portierstube.

Der Portier und der lange Gensdarm Schmidt blieben darin zurück.

Führe uns weiter, sagte der Polizeirath zu dem Mädchen.

Das Mädchen ging tiefer in den Hausflur hinein. Der Polizeirath und der russische Collegienrath, und hinter ihnen der zweite Gensdarm folgten ihr.

Sie traten in den Hof, durchschritten den Säulengang und standen vor der Front eines zweiten Gebäudes, das von beiden Seiten durch seine Flügel mit dem vorderen, bis an die Linden sich erstreckenden Hauptgebäude verbunden war. Das zweite Gebäude schien an Umfang wie an Eleganz dem Hauptgebäude nichts nachzugeben.

Ein hellerleuchtetes Portal sollte sie hineinführen. Werden wir da drinnen Leuten begegnen? fragte der Polizeirath das Mädchen.

Vorhin war Alles leer.

Haben wir noch einen weiten Weg bis zu der Stube, in der die Polin ist?

O ja.

Beschreibe ihn.

Wir müssen durch drei Gänge und über zwei Treppen.

Sind Treppen und Gänge erleuchtet?

Nur wenig.

Sollte die Fremde den, den sie erwartete, in dem Stübchen treffen?

Er werde dort zu ihr kommen, sagte der alte Laddäus.

Das Mädchen führte sie weiter, in einen Gang rechts, eine Treppe hinauf, in einen zweiten Gang, auf eine zweite Treppe, in einen dritten Gang, ganz wie sie es vorher gesagt hatte.

Treppen und Gänge waren nur schwach beleuchtet. Sie waren schmal, nicht besonders elegant, aber überall mit Strohmatten belegt. Man war in einem

vornehmen Hause, aber offenbar in demjenigen Theile, in dem die Stuben der Domestiken, Borrathskammern und ähnliche Räume sich befanden.

In der That herrschte überall eine durch nichts unterbrochene Stille, und für Herrschaften wie Domestiken war in diesem vornehmen Hotel die Zeit des Schlafens gewiß noch lange nicht angebrochen.

Auch die Schritte der vier Personen glitten auf den Strohecken fast unhörbar dahin.

Zu Ende des dritten Ganges kamen sie in einen kleinen, offenen Vorfaal.

Dort! sagte das Mädchen, indem sie auf die zweite Thür rechts zeigte.

Der Polizeirath sann ein paar Sekunden nach.

Geh' hinein, sagte er zu dem Mädchen, benimm Dich nur völlig unbefangen.

Ich hätte zwei Wege. Die Polin ist drinnen und mit ihr nur der Alte. Wir könnten auch hineingehen, den Alten arretiren, und so den Andern erwarten, er müßte uns von selbst in die Arme laufen. Aber die arme Verlassene wäre Zeugin der Verhaftung, in dem ersten Augenblicke des Wiedersehens; es wäre grausam. Ich warte hier auf ihn. Hier muß er vorbei kommen. So erfährt sie es nur hinterher. Könnte er freilich auf einem andern Wege in das Zimmer, die Scene wäre ihr dann nicht zu ersparen. Entgehen könnte er uns auch dann nicht. Man hört hier jedes Wort, das drinnen gesprochen wird.

Der Vorfaal hatte ein paar Fenstervertiefungen und eine Ofenröhre in der Nähe des Ganges, aus dem sie gekommen waren.

Dort verbergen Sie sich, befahl er dem Gensdarmen.

Gehen wir in jene Fenstervertiefung, sagte er zu dem Collegienrath.

Das Fenster befand sich dem Gange gerade gegenüber. Sie konnten weit in diesen hineinsehen; sie selbst waren durch die Vorhänge des Fensters verdeckt.

Die tiefe Stille, die fortwährend umher herrschte, war nur durch einzelne Worte unterbrochen, die dann und wann in der Stube gesprochen wurden, in welche das Mädchen gegangen war. Die Worte selbst waren in der Vertiefung kaum zu verstehen; die Stimmen der Redenden waren aber zu unterscheiden.

Es waren drei Stimmen, die eines Mannes, die der Josepha Wagner, die der blonden Ida.

Der Collegienrath kannte nur die letztere. Der Polizeirath kannte auch die der armen Polin. Es war eine sanfte, klagende Stimme, und doch sprach sie manchmal in so glücklichen, seligen Tönen. Der alte Taddäus hatte ihr dann wohl Erfreuliches von dem Geliebten erzählt, den sie wiedersehen sollte, und das gepreßte Herz ging ihr auf in der Hoffnung des Wiedersehens.

Sollte sie ihn dennoch nicht wiedersehen? Der Polizeirath wurde doch unruhig hinter seinem Fenster-
vorhange und ihm war es manchmal, als wenn das Herz sich ihm zuschnüren wolle.

Aber was soll man machen? Der Dienst will es einmal so. Und dann, warum ist er ein so gemeiner und gefährlicher Verbrecher? — Allein ist er das denn wirklich? Sieht es denn hier nur im Geringsten danach aus? — Es ist ein Räthsel. Nun, in wenigen Augenblicken muß es sich lösen. Zwischen elf und zwölf Uhr wollte er hier sein; jetzt zeigt meine Uhr gerade zwanzig Minuten über elf. — Er wird sich doch verwundern! Auf einmal hier so abgefangen zu werden! Wo er sich so völlig sicher glaubte. Er konnte es. Das ist hier, wie in einem weitläufigen alten Schlosse; wer nicht genau Bescheid weiß, findet sich nicht zurecht. Und nur seine Freunde kommen hierher und nur bei Nacht. Bei Tage war nur der alte, getreue Taddäus da und der berichtete dann nach draußen den Leuten über seinen Herrn, der freilich unterdeß ganz anderswo saß. Wenn ich nur wüßte,

unter welchem Be-
eingeschmuggelt, wo
Attentat er den Leuten 10. ¹⁷⁹ Nun, ich
werde auch das jetzt erfahren. — Die arme Josepha
Wagner thut mir nur leid. Wenn man wissen könnte,
daß sie ihn zu bessern, zu einem soliden Leben zurück-
zuführen vermöchte — Aber es geht ja nicht. Horch!
Da naht ein sicherer, langsamer, gemächlicher Schritt.
Es ist halb zwölf; er muß es sein.

Ziehen Sie sich besser hinter den Vorhang zurück,
sagte der Polizeirath zu seinem Begleiter, daß man
sie nicht sehen kann. Und dann fassen sie den An-
kommenden genau ins Auge, ob es der rechte, der
Graf Ostrowski ist.

Ich werde, sagte der Collegienrath.

Ein einzelner Mensch kam mit jenem langsamen,
sicheren Schritte den Gang hinauf. Er kam näher,
und trotz des allerdings schwachen Lichtes der nächsten
Laternen, die den Gang erhellten, erkannte man dennoch
die Gestalt, die Umrisse, die Züge des Gesichts. Es
war eine hohe, kräftige Gestalt, ein schönes, vornehm
geschnittenes Gesicht, ein schwarzer, krauser Bart.
Den linken Arm trug er noch in der Binde.

Wer ist es? fragte der Polizeirath den Polen an
seiner Seite.

Kein Zweifel, der Graf Ostrowski.

Und mein schwarzer Nachtrabe!

Der Graf Ostrowski, oder der schwarze Nachtrabe,
oder wer er sonst war, hatte den offenen Vorfaal er-
reicht. Ohne sich umzusehen, ging er sicher, sorglos
nach der zweiten Thür rechts. Er mußte an der
Ofenröhre vorüber hinter der der Gensdarm stand.

Zugegriffen! rief der Polizeirath dem Gensdarm zu.

Der Gensdarm hatte wie mit eiserner Faust den
Arm des unmittelbar an ihm Vorbeischreitenden ge-
faßt, den rechten; den linken in der Binde konnte der

Die tiefe Stille, die fortwährend o konnte er fast nur durch einzelne Worte unterbrechen. Er mußte sich gefangen geben, ohne daß er Widerstand leisten konnte. Endlich habe ich Dich wieder, schwarzer Nachtrabe, sagte der Polizeirath. Zum zweiten Male entkommst Du mir nicht.

Er sagte es triumphirend. Er war einmal Polizeimann.

Der Collegienrath war ebenfalls hervorgetreten; er hatte es müssen. Der Verräther konnte es nur frech. Auch ich bin glücklich, Herr Graf Ostrowski, Sie wieder zu sehen.

Der Gefangene hatte weder für den Einen, noch für den Andern einen Blick. Seine Verhaftung hatte Lärm in dem stillen Hause gemacht.

Die zweite Thür rechts wurde aufgerissen, eine schöne, bleiche Frau stürzte heraus.

Woiczek! Mein geliebter, mein armer Woiczek! und ohnmächtig lag sie in seinen gelähmten Armen.

Er konnte sie umfassen, mit einem Blicke der Verzweiflung.

O, zum Teufel, sagte der Polizeirath, dem es war, als wenn das Herz sich ihm wirklich zuschnüren wolle. Die Arme! Sie hat ihn wieder gesehen, um ihn für immer zu verlieren. Hier wird er geköpft. Drüben wird er gehängt. Dafür dienen zu müssen — ah, es ist doch ein verzweifelt schweres Stück Arbeit! — Aber jetzt sofort mit ihm zur Stadtvoigtei, und zuerst zu dem Herrn Polizeipräsidenten. Nun, der wird sich noch mehr verwundern, wenn ich ihm seinen Gefangenen wiederbringe, von dem ich nichts wissen sollte!

Der Gefangene der Stadtvoigtei.

Der Polizei-Präsident der königlichen Haupt- und Residenzstadt Berlin lag nach vollbrachten Tagesmühen um die Ruhe und Sicherheit der Stadt im ersten Schlummer der Nacht.

Er wurde unbarmherzig geweckt.

Eine äußerst dringende Angelegenheit, Herr Präsident, sagte der Kammerdiener, der ihn weckte.

Ein Befehl vom Hofe?

Nein —

Eine Ordonnanz des Gouverneurs?

Nein, der Polizeirath —

Ei, der!

Es handele sich aber um eine sehr wichtige Sache.

Es giebt Leute, denen Alles wichtig ist.

Um einen schweren Staatsverbrecher.

Ah, das ist etwas Anderes.

Der Präsident sprang aus dem Bette, ließ sich rasch ankleiden, ging in sein Bureau und empfing den Polizeirath.

Sie bringen einen Staatsverbrecher?

Ich bringe ihn wieder, Herr Präsident.

Wen?

Den Grafen Orczafow oder Komfiewicz.

Ich meine, Ihnen schon gesagt zu haben, daß das zwei verschiedene Personen sind.

Den Grafen Ostrowski dann.

Was soll das heißen?

Den der Russische Collegienrath von Abramowicz suchte.

Ich verstehe sie in der That nicht.

Auch den schwarzen Nachtraben, den berüchtigten Dieb, den wir schon lange suchen.

Ich bitte, Herr Polizeirath, mir ordentlich zu referiren.

Wie der Herr Präsident befehlen. Mein Rapport ist ein kurzer. Ich wurde heute benachrichtigt, daß der verlichthigte Dieb, der schwarze Nachtrabe, diese Nacht in einem Hôtel unter den Linden anzutreffen sei. Ich begab mich zu der bestimmten Zeit mit Gensdarmen dahin, traf ihn und arretirte ihn. Nach der Beschreibung, die der Herr von Abramowicz mir von dem Grafen Ostrowski gemacht hatte, vermuthete ich in dem Diebe zugleich den Grafen. Ich nahm den Russischen Beamten daher mit mir. Er erkannte den Verhafteten in der That als den von ihm verfolgten Grafen Ostrowski.

Er erkannte ihn? rief verwundert der Polizeipräsident.

Wie ich die Ehre habe zu melden. In mir war zugleich schon länger der Verdacht entstanden, daß der schwarze Nachtrabe kein Anderer sei, als einerseits der Graf Komfiewicz, der bei Nacht das schöne Hôtel unter den Linden bewohnt, und andererseits der Graf Orczafow, der bei Tage in einer Zelle der Stadtvoigtei sitzt, aus welcher er des Nachts von dem Gefangenwärter Alemann hinausgelassen wird, um das Hôtel unter den Linden zu beziehen.

Ah, sagte der Polizeipräsident, aber nicht verwundert, sondern mit einem fast mitleidigen Lächeln gegen den klugen Polizeirath. Ah, Sie glauben wirklich?

Der Herr Präsident haben die Gelegenheit, sich zu überzeugen, ob ich Unrecht habe.

Die habe ich, und ich werde sie auf der Stelle benutzen. Doch vorher — wo ist Ihr Gefangener? Ich muß ihn mir auch einmal ansehen.

Er ist im Vorzimmer.

Der Präsident öffnete die Thür zu dem Vorzimmer und blickte in dieses.

Der Gefangene des Polizeiraths stand dort zwischen

zwei Gensdarmen. Die hohe Gestalt, das bleiche, stolze Gesicht, der schöne, schwarze Bart, der Arm in der Binde.

Der Präsident stutzte, er wurde unruhig, verwirrt. Begleiten Sie mich, sagte er hastig zu dem Polizeirath.

Wohin?

Zu dem Gefängniß des Grafen Orczafow.

Ah?

Der Gefangene der Stadtvoigtei befand sich in seinem einsamen, abgelegenen Gefängnisse.

Er ging bald mit heftigen Schritten in der engen Zelle auf und ab, bald blieb er horchend an der fest verschlossenen Thür stehen.

Koszewski hier! läßt mir Anna sagen. Die Zeit sei gekommen! Die Zeit ist gekommen! Sie ruft mich! Er, die Freunde, das Vaterland! Mein Polen! Und ich sitze hier fest zwischen diesen elenden Mauern. Gerade heute! Jede Nacht war ich frei. Zu meinem Vergnügen, meinen Abentheuern, meinen —. Gerade heute will der alte Schuft mich nicht hinauslassen. Dem Präsidenten sei hinterbracht worden, daß er mich des Nachts hinauslasse; der Präsident werde sicher heute Nacht sich überzeugen wollen und selbst eine Visitation vornehmen. Gerade heute, da das Vaterland, da die Pflicht, die Ehre mich ruft! Es ist zum Verzweifeln. Und der alte Schurke läßt sich nicht sehen und nicht hören. Er ahnt, was ihm bevorstehe, wenn nur mein Finger ihn erreichte. Ich brächte ihn um. Ich muß fort! Polen, mein Polen ruft!

Er rastete fast.

Aber was konnte ihm auch das Rufen in dem abgelegenen Kerker helfen? Er war hier wie in seinem Grabe; nicht Rufen, nicht Schreien, nicht Toben drang von daher an ein menschliches Ohr, das es nicht hätte hören dürfen und sollen. Jener verschwiegene Inspektor, der einzige Vertraute des Polizeipräsidenten,

der ihn über seinem geheimnißvollen Attentate ergriffen und in das stille Gefängniß abgeliefert hatte, er selbst hatte es ihm ja oft genug gesagt, daß er hier in seinem Grabe sei.

Er wurde wieder ruhig. Er slog wieder auf.

Ein Schritt nahete draußen im Gange.

Endlich, endlich!

Er horchte.

Er ist es, der Alte! Er kommt hierher.

Aber der Schritt ging vorbei.

Der Schurke! Der entseßliche Mensch!

Der Gefangene klopfte an die Thür.

Der Schritt kehrte um.

Ah, er kommt! Er kommt doch!

Aber der Schritt ging noch einmal vorbei.

Allmächtiger Gott, ich werde rasend!

Der Gefangene klopfte wieder an die Thür.

Der Schritt ging weiter.

Nur ein Wort! Nur ein einziges Wort, Gefangenwärter! Ich beschwöre Euch.

Der Schritt kehrte zum zweiten Male zurück. Er hielt vor der Thür an.

Was wollen Sie? fragte leise die Stimme des alten, finsternen Gefangenwärters durch die verschlossene Doppelthür.

Deffnet!

Heute Nacht nicht! Sie wissen es.

Nur auf einen Augenblick.

Nein!

Ich beschwöre Euch.

Sie würden Gewalt gegen mich gebrauchen.

Mann, Mann! rief der Gefangene, und er war wirklich in einem Zustande der Verzweiflung. Nehmt mein ganzes Vermögen, nur laßt mich hinaus. Ich muß, ich muß fort. Um mein, um Euer Leben. Ich ermorde mich, oder morgen Euch. Habt Barmherzigkeit.

Der Schlüssel drehte sich draußen in dem Schlosse der Thür, der äußeren Thür. Sie wurde geöffnet.

Der Gefangene stand in wilder Aufregung, mit glühendem Athem.

Ein Schlüssel drehte sich in dem Schlosse der zweiten, der inneren Thür. Auch sie wurde geöffnet.

Der Gefangenwärter Alemann trat in die Zelle. Die Botschaft des Mädchens hat ihm den Kopf verwirrt, sagte der alte, finstere Mann. Hätte ich sie ihm nur nicht überbracht.

Ihr wollt mich hinauslassen? fragte ihn der Gefangene.

Ja, sagte der Gefangenwärter. Es geht einmal nicht anders. Und ich weiß auch, daß Sie nicht wiederkommen werden. Sie wollen nach Ihrem Polen zurück. Sie haben dort etwas vor. Aber das geht mich nichts an. Und im Uebrigen — hier — hängen werden sie mich auch nicht. Kommen Sie! Zum letzten Male. Gehen Sie mit Gott.

Es war, als wenn in dem alten Manne etwas anderes, als seine gewöhnlichen Gefängnißgedanken, arbeite.

Selbst der Gefangene mußte ihn mit Vermunderung ansehen.

Kann wirklich eine deutsche Brust ahnen, wie man sein Vaterland lieben soll?

Kommen Sie! wiederholte der alte Gefangenwärter.

Und sie gingen — zum letzten Male — aus der verborgenen Zelle, durch den finstern Gang, die dunkle Treppe hinunter, durch den kleinen Hof, in die Remise. Durch die kleine Remisenthür in die Spreegasse ging der Gefangene allein.

Der Gefangene der Stadtvoigtei war frei, nochmals, diesmal für immer.

Der Polizeipräsident und der Polizeirath gingen in die Stadtvoigtei. Nur der vertrauteste Gensd'arm des Präsidenten begleitete sie.

Sie kamen zu dem Gefängnisse des Gefangenen der Stadtvoigtei.

Der Gefangenwärter Alemann nicht hier? fragte verwundert der Präsident.

Und die Zelle ist offen? Die Thüren sind nur angelehnt?

Der alte Alemann hatte auch diesmal, wie immer, während er den Gefangenen hinausließ, die Thüre des Gefängnisses nicht abgeschlossen.

Der Präsident ging in die Zelle.

Sie war leer.

Ah! sagte er nur.

Der Polizeirath sagte gar nichts, und nur sein halber Blick glitt leise lächelnd über das Gesicht des Präsidenten.

Aber der Polizeipräsident hatte sich schon gesagt.

Er sagte dem Gensdarmen ein paar leise Worte in's Ohr.

Der Polizeirath suchte vergebens, nur ein einziges davon zu erhaschen.

Der Gensdarm entfernte sich schnell.

Sie haben sich dennoch geirrt, sagte darauf der Präsident zu dem Polizeirath. Ein Verhör mit Ihrem Gefangenen wird uns überzeugen. Nehmen wir es vor.

Sie kehrten in das Bureau des Präsidenten zurück.

Der Gefangene werde mir vorgeführt, befahl der Präsident dem Gensdarmen.

Aber der Gensdarm hatte ein verlegenes Gesicht.

Der Gefangene hat, während der Herr Präsident in der Stadtvoigtei waren, einen unbewachten Augenblick wahrgenommen, zu entspringen.

Wußte der Polizeirath jezt, was der Präsident dem Gensdarm ins Ohr gesagt hatte? —

Bestimmt und genau wohl nicht. Denn er ging an anderen Tage zu dem Hôtel unter den Linden, nicht um dort den entsprungenen Gefangenen zu suchen, — daß er diesen am allerwenigsten dort antreffen

werde, mußte er sehr gut, — aber um bei dem alten Taddäus Erkundigungen einzuziehen.

Braver alter Taddäus, Sie sind der Kammerdiener des Grafen Komkewicz?

Ja, Herr Polizeirath. Früher war ich im Dienst der Gräfin Luberska.

Ah! — Der Graf ist nicht der Graf Orczakow?

Nein, Herr Polizeirath.

Aber — Sie können es mir jetzt dreist sagen, da er fort ist — er ist der Graf Ostrowski?

Ja, Herr Polizeirath.

Derselbe, den ich in der vorigen Nacht hier verhaftete?

Nein, Herr Polizeirath.

Wie?

Der ist ein unehelicher Bruder des Herrn Grafen und sieht ihm nur sehr ähnlich, wie unähnlich er ihm sonst ist. Er war immer ein Taugenichts. Wir hofften, hier, wo wir ihn wieder trafen, ihn bessern zu können. Leider habe ich in der vergangenen Nacht erfahren müssen, welche schwere Verbrechen er auch hier begangen hat.

Er ist ebenfalls fort? fragte der Polizeirath.

Mit der Josepha Wagner. Sie ist brav. Hoffentlich wird es ihr gelingen, ihn zu bessern.

Der Polizeirath hatte noch eine Frage auf dem Herzen.

Warum hatte der Graf Ostrowski sich hier einsperren lassen?

Auch darüber sollte er Auskunft erhalten.

Um unter dem Schutze der hiesigen Polizei für die Befreiung seines Vaterlandes wirken zu können.

Und warum sperrte man ihn ein?

Haben der Herr Polizeirath nicht vor einigen Monaten gehört, wie während des Schauspiels in den Wagen einer hohen Person, der vor dem Theater hielt, unter das Sitzkissen eine Flasche gelegt wurde,

die ein Selbstgeschloß enthielt, und die zerspringen mußte, wenn sich Jemand darauf setzte? Ein bei dem Wagen haltender Inspector hat den Thäter ergriffen.

Ich habe nichts davon gehört, mußte der Polizeirath bekennen.

So werden Sie auch ferner es nicht verrathen, wie mein Herr sich zum Gefangenen der Stadtvoigtei machte.

Ich werde mich wohl hüten, sagte der Polizeirath für sich. Man muß es am allerwenigsten an die große Glocke schlagen, wenn man sich selbst betrogen hat. Darum konnte der Gefangene im Polizeipräsidium den unbewachten Augenblick zum Entspringen wahrnehmen, und ich trug die Schuld, daß der Dieb für den Hochverräther gehalten war, und fort sind sie alle Beide. Nur dem Polizeiminister muß ich es wohl anzeigen.

Der Polizeirath sollte nach Jahren doch noch von allen Beiden hören.

Der Bruder des Grafen Ostrowski war später in der Schlacht bei Ostrolenka gefallen.

Der Graf Ostrowski kam nach dieser Schlacht flüchtig durch Berlin. Flüchtig, verwundet, krank. Seine treue Gattin begleitete und pflegte ihn. Anna hatte er die schöne, sanfte, weiche Frau genannt, die nicht zum ersten Male mit ihm in Berlin war.

Sie waren nach Frankreich und von da, um freie Luft einzuathmen, weiter nach Amerika gegangen.

Der Hofrath sitzt längst und noch immer lebenslänglich.

E n d e.